1,70 DM / Band 329
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13,-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Der Ghoul, der meinen Tod bestellte

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Der Ghoul, der meinen Tod bestellte

John Sinclair Nr. 329

von Jason Dark

erschienen am 23.10.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Ghoul, der meinen Tod bestellte

Ed Gurny grinste breit, setzte seine Brille auf und legte den Packen Geldscheine mit einer peniblen Geste in den Tresor, dessen Tür er sorgfältig schloß.

Gurny benötigte genau zweieinhalb Schritte, um die Tür des Hinterzimmers zu erreichen. Sie verband beide Geschäftsräume. Gurny öffnete und blieb abrupt auf der Schwelle stehen. Etwas störte ihn.

Es war niemand in sein Geschäft eingedrungen, um es auszurauben, außerdem hätte das auch keiner gewagt, nein, da war etwas anderes, das nicht paßte.

Der Geruch!

Ed Gurny zog die Nase hoch. Die Nasenflügel weitete er, sie zitterten, sie waren sensible Antennen in seinem Gesicht, und die Geruchsnerven gaben Alarm.
Es roch wie auf einem Friedhof!
Eigentlich noch schlimmer. Da war kein sommerlicher Blütenduft wahrzunehmen, sondern der Gestank alter, verwesender Körper.
So stanken Leichen!
Gurnys Mund bewegte sich, ohne dass ein Wort über seine Lippen gekommen wäre. Er konnte sich den Leichengeruch nicht erklären und handelte auf seine ihm angeborene und auch weiterentwickelte Art und Weise.
Der Mann zog seinen Revolver!
Es war ein .38er Colt. Eine sehr schwere Waffe. Ein Freund hatte sie ihn in den Staaten besorgt, und Ed Gurny verließ sich auf sie. Er war mittlerweile zu der Überzeugung gelangt, dass jemand in seinem Laden Eintritt gefunden hatte.
Gurny ging vor. Die Augen hinter den Brillengläsern hatten sich verengt. Sein Schreibtisch stand links von der Tür, hinter einem Tresen, wo auch noch die Regale mit den zahlreichen Schubfächern die Wand bedeckten.
Da lagen die ausgefüllten Zettel der Wetter. Jedes Fach besaß eine Nummer. Diese Kennzeichnung musste sein, damit die Wetter schnell ihr Geld bekamen und Gurny nicht erst lange nach den Namen suchen musste.
Der Raum zwischen Tresen und Tür war leer. Gurny konnte dies genau erkennen. Da hielt sich niemand verborgen, nicht einmal eine Maus oder eine Spinne.
Trotzdem stank es so widerlich.
Gurny gehörte zu den Leuten, die das Geschäft, in dem er tätig war, hart gemacht hatte. Er war kein Waisenknabe. Mit Bleistift und Colt konnte er gut umgehen, und er war eine Größe in der Londoner Szene.
Furcht kannte er kaum, zudem gab es wohl keinen Menschen, der es gewagt hätte, sich an ihm zu vergreifen. Das Blei wäre ihm sicher gewesen. Ed Gurny hatte für alles eine Erklärung, nur für diesen verdammten Geruch nicht, der bereits anfing, ihm auf den Magen zu schlagen. Deshalb schluckte er ein paar Mal und schüttelte sich.
In der Mitte der trennenden Barriere war die hüfthohe Schwingtür eingerastet. Sie reagierte auf einen leichten Druck. Aber Gurny hütete sich, sie zu öffnen, er blieb hinter dem Schreibtisch und hatte den Arm gesenkt. Die Revolvermündung deutete in den freien Raum vor der Barriere.
Er war leer.
Sosehr Gurny auch suchte und sich anstrengte, zu entdecken war nichts. »Verdammt, ich bin doch nicht verrückt«, sagte er. »Das kann

nicht wahr sein.«

»Es ist wahr!«

Gurny erstarrte. Er hatte die Stimme vernommen und wusste nicht, woher sie gekommen war. Kalt rann es seinen Rücken hinab.

Da war jemand, den er nicht sah, der aber trotzdem zu ihm sprach.

Und das machte Gurny so nervös.

Er war blass geworden. Verdammt, irgendwo musste sich der Kerl doch versteckt halten.

Gurny öffnete die trennende Barriere. Er war fest entschlossen, im Notfall zu feuern, und er sah den Sprecher, als er nach links schaute.

Gurny glaubte zu träumen. Das war ein Kind, das da vor ihm stand und so breit grinste. Es hatte sich dicht an die Barriere gepresst, schaute Ed Gurny an und zeigte keine Angst vor der Waffe.

Gurny sprach nicht. Er spürte nur den Schweiß auf seiner rechten Handfläche. Seinen Blick konnte er ebenso wenig von dem Gesicht des Kindes wenden wie die Mündung des Revolvers vom Körper des Kleinen. Ja, klein war er. Da gab es nichts.

Aber war es wirklich ein Kind?

Gurny wollte es einfach nicht glauben. In der Größe stimmte es, dennoch waren die Proportionen verschoben. Ed Gurny fiel der Begriff Giftzwerg ein. So sah dieses Kind aus. Nicht größer als ein Zehnjähriger, aber mit dem Kopf und einem Gesicht versehen, das dem eines Erwachsenen glich.

Gurny kannte Liliputaner aus dem Zirkus, und hier stand einer vor ihm. Breit war der Schädel. Das Haar lag platt darauf und war in der Mitte gescheitelt. Furchen durchzogen die Haut. Der Mund bildete ein ovales Loch, durch das Gas auszuströmen schien. Die Haut war aufgedunsen, fleckig und zeigte an einigen Stellen einen rosafarbenen Schein. Die Augen wirkten wie zwei mit Wasserfarbe gemalte Punkte.

Gurny nickte. »Okay«, flüsterte er. »Okay, du hast mich geschockt, Kleiner. Was willst du?«

»Setz dich doch erst.«

»Nein.« Gurny war sauer. Er kannte das nicht, man sprach ihn nicht so an. Dazu noch in seinem eigenen Geschäft. Außerdem hatte der Zwerg ihm noch nicht erklärt, wie der Gestank in diesen Raum gekommen war. Gurny konnte sich sehr gut vorstellen, dass der andere durchaus etwas damit zu tun hatte.

»Wirklich, Ed Gurny, du solltest dich setzen, damit du mein Angebot hören kannst.«

»Und welches?«

»Setz dich.«

Gurny fand die Situation nicht mehr gefährlich. Vielleicht komisch oder lächerlich, wenn nur nicht der verfluchte Leichengestank gewesen wäre, der ihn irritierte.

Sein Besucher sonderte den Geruch ab.

Ed Gurny nahm Platz. Er legte seinen Revolver vor sich auf den Schreibtisch und wartete ab, was ihm der andere zu sagen hatte, den er nicht einmal sah und nur hörte.

Es waren ungewöhnliche Geräusche. Ein normaler Mensch hätte geatmet, vielleicht auch mit den Füßen gescharrt und sich bewegt, nicht Gurnys Besucher. Er gab andere Laute ab.

Das war ein seltsames Klatschen und Blubbern. Dazwischen noch ein Stöhnen, als hätte man ihm Fürchterliches angetan, und Gurny hockte steif auf seinem Schreibtischstuhl. Seit urlanger Zeit war ihm mal wieder jemand irgendwie überlegen. Er hatte ihn geschafft, gepackt und gleichzeitig gezeigt, dass er Gurny trotz dessen Revolver überlegen war. Dieses Gefühl bekam der Mann. Sich in eine Rolle gedrängt zu sehen, die der eines Statisten glich.

Noch etwas stellte er fest. Der Leichengeruch nahm an Intensität zu. Er wehte hinter der Barriere hoch und trieb schwadenartig gegen Ed Gurnys Gesicht.

Der Mann hielt den Atem an. Seine Augen glänzten wie die Gesichtshaut, auf der Schweiß lag. Für ihn gab es keinen Zweifel, dass sein Besucher diesen Gestank absonderte.

Ein Mensch mit Leichengeruch…

Ed Gurny konnte da keine Erklärung geben. Er musste einfach sehen, ob er recht behalten hatte. Es fiel ihm schwer, sich in die Höhe zu stemmen. Seine Hände drückte er dabei auf die Platte des Schreibtisches. Schließlich hatte er den Punkt erreicht, um den Oberkörper vorzubeugen und über die Barriere schauen zu können.

Da stand sein Besucher!

Gurny glaubte, sich im Zimmer eines Irrenhauses zu befinden, denn der Zwerg sah nicht mehr so aus, wie er ihn vor wenigen Minuten kennengelernt hatte.

Er erinnerte nicht einmal an einen Menschen, sondern an die Horrorgeburt aus irgendeinem Alien-Film. So glitschig, schleimig, wurmartig und auch widerlich.

Gurny keuchte. Sein Magen protestierte, denn dieser eklige Gestank war kaum zu ertragen.

Und Gurny zuckte zurück, wobei er sich auf seinen Drehstuhl fallen ließ und die Waffe an sich nahm. Es gab Zeiten, da hatte ihn die Berührung des Revolvers beruhigt. Die Kühle des Metalls glich seine innere Hitze dabei aus, diesmal war es anders.

Gurny fühlte sich noch mieser. Er hätte ebenso gut eine Wasserpistole in der Hand halten können. Der Revolver kam ihm schwer vor, und sein rechter Arm sank auch nach unten, so dass die Waffe bald wieder flach auf der Platte des Schreibtisches lag. Er registrierte, dass die beiden Fenster links und rechts der Tür

beschlagen waren, er sah auch die Menschen an seinem Laden vorbeigehen, alles vertraute Dinge, die ihm in diesen Augenblicken so fern und fremd vorkamen.

Für Gurny gab es nur seinen Besucher!

Und der kam in die Höhe.

Langsam schob er sich am Außenrand des Tresens hoch. Zudem machte er es geschickt und drückte zunächst nur einen Arm nach oben. Der kam wie eine Schlange.

Lautlos, lang, aber weißlich schimmernd. Zunächst sah Gurny ihn über den Tresen gleiten und stellte fest, dass keine Hand mehr vorhanden war, denn er sah auch keine Finger.

Nur einen Schleimklumpen, etwas dicker als der Arm. Und schleimig war auch der Körper. Ekelerregend anzusehen, an ein Gespenst erinnernd, das keinen Umhang, sondern einen Mantel aus Schleim trug.

Entfernt nur menschenähnlich. Unförmig. Ein langgezogener Klumpen mit einem Wulst als Kopf, der mehr einem Klumpen glich.

In ihm steckten zwei Augen.

Sie hatten sich ebenfalls verändert, denn sie sahen aus wie glühende Kohlenstücke.

Ed Gurny fühlte seine Brust eng werden. Der Atem wollte ihm stocken, denn so etwas durfte es einfach nicht geben. Das war furchtbar, zu grauenhaft. Es gehörte nicht in die normale Welt, sondern in die der Alpträume, der Fantasten, der Comiczeichner oder Horrorfilm-Regisseure.

Gurny hatte es in den letzten Sekunden nicht gewagt, das Wesen anzusprechen. Die Waffe kam ihm lächerlich vor. Zwar hatte er noch seine Hand darauf liegen, aber was sollte es? Nichts. Er konnte sich gut vorstellen, dass eine Kugel dieser Gestalt kaum etwas ausmachte.

»Wer bist du?« ächzte Gurny und schloss sofort wieder den Mund, weil eine Wolke des widerlichen Gestanks ihn anwehte.

»Ich bin ein Ghoul!«

Er bekam eine Antwort. Vier Worte nur, wobei er das letzte überhaupt nicht kannte.

»Ein Ghoul?«

Wieder gab der andere eine Erklärung. Er sprach mit der normalen Stimme, nur zeigte diese sich ein wenig verändert, denn sie blubberte und schmatzte. Bei jedem Wort drangen neue Geruchswolken hervor, die den steif dasitzenden Gurny anwehten.

Die Stimme drang aus der Masse. »Du kennst keine Ghouls, mein Lieber? Hast du noch nie von ihnen gehört?«

»So ist es.«

»Ghouls sind Dämonen.«

Ed Gurny hatte bereits den Mund geöffnet, um zu lachen. Das erstarb

ihm auf den Lippen. Der andere hatte mit einer so großen Selbstverständlichkeit gesprochen, dass es Gurny ganz anders wurde und eine Gänsehaut über seinen Rücken kroch.

»Ich weiß noch immer nicht über dich Bescheid.« Er sprach die Worte krächzend und flüsternd aus.

»Ghouls sind nicht nur Dämonen, auch Leichenfresser«, wurde Ed Gurny belehrt.

»Was bist du?«

Das Wesen wiederholte es.

Ed Gurny hob die rechte Hand. Er wischte über sein Haar, ohne es eigentlich zu wollen oder zu merken. Aus seinem Mund war der Speichel verschwunden. Eine trockene Kehle besaß er, einen rauen Hals. Er kam sich vor wie ein Kind, das erst noch das Sprechen lernen muß. Mit Killern, Mördern und Totschlägern hatte Gurny bisher zu tun gehabt, so etwas war ihm nicht neu, aber Ghouls?

Er musste es akzeptieren. Der andere ließ ihm Zeit. Er stand vor der Barriere und wartete ab. Der Schleim bewegte sich. Er quoll auf, produzierte von innen neue Fäden, die sich zu Klumpen vereinigten und, wie an langen Bändern hängend, außen am Körper des Ghouls entlang nach unten liefen. So etwas Widerliches wie diese Gestalt hatte der Mann noch nie erlebt. Er fragte sich, was der Ghoul von ihm wollte, wobei er nicht den Mut fand, die Frage zu stellen.

»Interessiert es dich nicht herauszufinden, was ich von dir will?« erkundigte sich das Geschöpf in seiner blubbernden Sprechweise.

»Ja, schon…«

»Dann los.« Der Ghoul konnte sogar lachen. Gurny hörte ihn krächzen und hatte das Gefühl, als wären bei dem anderen tief in der Kehle mehrere Blasen geplatzt.

»Okay, was willst du?«

»Etwas bestellen. Das kann man doch bei dir – oder?«

»Nein, ich…«

»Du sollst nicht lügen, Gurny. Ich will bei dir etwas bestellen. Und zwar den Tod eines Menschen.«

Ed Gurny wollte lachen. Den Mund hatte er schon geöffnet. Nicht einmal krächzende Laute drangen daraus hervor. Der Mann blieb stumm, wobei er nur mehr scharf atmete.

»Weshalb sagst du nichts?«

»Ich… ich kann nichts sagen.«

»Doch, du nimmst diese Aufträge entgegen.«

»Nein, ich bin Buchmacher. Bei mir wird gewettet. Nichts anderes geschieht hier.«

»Willst du, dass ich dich töte?«

Die Worte erschreckten Gurny, denn sie waren mit einer beinahe zynischen Selbstverständlichkeit gesprochen worden. Er traute es

diesem Wesen zu, doch er dachte nicht daran, so einfach aufzugeben. Irgendwie hatte er sich an den Anblick gewöhnt und auch an den Gestank. Gurny handelte automatisch. Seine rechte Hand verschwand unter dem Tisch, wo sich eine Schublade befand, dessen Griff er zwischen die Finger bekam. Vorsichtig zog er sie auf, tastete hinein und fand mit sicherem Griff das, was er gesucht hatte.

Es war ein Schalldämpfer.

Der Ghoul schaute zu, wie Gurny die Waffe an sich nahm und den Schalldämpfer auf die Mündung schraubte.

Dabei zitterten die Finger des Mannes. Eigentlich hätte der andere jetzt eingreifen müssen, denn eine Kugel würde seinem Leben ein Ende bereiten. Der Ghoul blieb stehen.

Gurny war nervös. Er bewegte den Mund, als würde er einen Kaugummi kauen. Die Augen hatte er zu Schlitzen verengt. Sie glichen Sensoren oder Zielfernrohren, denn er suchte sich die Stelle aus, wohin er die Kugel setzen wollte.

Dann hob er die Waffe an.

Die Verlängerung der Mündung wies genau zwischen die Augen des vor ihm stehenden Ghouls. Der rechte Ellbogen stand auf der Schreibtischplatte. Die Hand war leicht gewinkelt, der andere hatte bereits den Finger am Abzug liegen.

»Ich werde schießen!« flüsterte Gurny.

»Bitte!«

Die Sicherheit des Ghouls machte den Mann nervös. Er kaute auf seiner Unterlippe. Zwischen den Augen und den Gläsern der Brille spürte er den Schweiß, der salzig brannte.

»Schieß!«

Gurny drückte ab. Er registrierte das »Plopp«, sah kein Mündungsfeuer, aber er vernahm das Klatschen, als die Kugel haargenau das Ziel zwischen den roten Augen traf.

Ed Gurny kam diese Szene wie das Finale eines bösen Alptraums vor. Der Einschlag, die Wunde, kein Blut, und er hörte das Lachen seines abstoßenden Gegenübers.

Er schoss noch einmal.

Es war ein innerer Zwang, der ihn den Finger krümmen ließ. Diesmal traf die Kugel ein wenig tiefer. Sie hieb in die Masse und blieb dort stecken.

Gurny verstand die Welt nicht mehr. Er wusste, dass er sich einen dritten Schuss sparen konnte. Sein rechter Arm sank nach unten. Die Mündung wies an dem Ghoul vorbei, und das Geräusch, mit dem die Schalldämpferspitze auf die Schreibtischplatte schlug, erschreckte ihn. Seine Hand löste sich vom Griff, er wollte etwas sagen und schaffte es nicht, einen Kommentar abzugeben.

Dafür sprach der Ghoul.

»Weißt du nun Bescheid? Man kann mich nicht töten. Nicht so.«
»Wie denn?« ächzte der andere.
Da begann der Ghoul zu lachen. »Du glaubst doch nicht, dass ich dir so etwas sage? Nein, ich bin gekommen, um dir einen Auftrag zu erteilen. Und den wirst du für mich durchführen.«
»Okay, okay, rede…«
»Du betreibst offiziell einen Wettladen, das weiß ich genau. Aber inoffiziell kann man bei dir den Tod eines Menschen bestellen, das weiß ich auch.«
Gurny nickte.
»Dann wären wir uns einig. Ich bestelle bei dir den Tod eines Menschen. Du wirst ihn mir vor die Füße legen. Hast du kapiert, Ed Gurny?«
»Ja, verstanden.«
»Dabei brauchst du es nicht umsonst zu tun. Ich zahle dir einen Preis. Der Preis oder der Lohn für deine Arbeit ist dein Leben. Gehört? Dein Leben! Ich lasse dich am Leben, Ed Gurny. Ich hätte dich töten können, aber du kannst weiterhin existieren. Ein faires Angebot, wie ich meine.«
Der Buchmacher schaute den Ghoul an. In Gurnys Gesicht zuckte es. Hätte ihm ein anderer diesen Vorschlag unterbreitet, wäre der Teufel los gewesen. Nicht bei diesem Schleimwesen. Gurny konnte seine Möglichkeiten und Chancen gut abwägen. Er stellte fest, dass sie schlecht waren. Trotz seiner geladenen Waffe war ihm der Ghoul immer überlegen. Er machte sich nichts daraus, wenn er von einer Kugel getroffen wurde. Die steckte er weg, wie ein guter Boxer den Faustschlag.
»Nun?«
Gurny nickte. »Ich werde es versuchen.«
»Das nahm ich an, damit habe ich gerechnet. Nur versuche nie, mich reinzulegen. Du würdest es bereuen.«
»Schon gut. Ich will nur wissen, wer der Mann ist?«
Da begann der Ghoul zu lachen. Innerhalb der Schleimmasse öffnete sich sein Mund. Blubbernde Geräusche, mit Tropfen vermischt, drangen daraus hervor.
Die langen, tentakelartigen Arme bewegten sich nach unten, so dass Gurny sie erst wieder erkennen konnte, als der andere sie anhob. Zwischen seinen Fingern hielt er ein breites Stück Papier.
Auf ihm flimmerte in blutroter Schrift ein Name.
JOHN SINCLAIR
Ed Gurny starrte auf den Namen, und seine Augen wurden dabei groß. Je länger er hinschaute, um so stärker verwischten die Buchstaben vor seinen Augen.
John Sinclair, der Geisterjäger!

Gurny kannte ihn. Persönlich hatte er nie etwas mit ihm zu tun gehabt, doch die Berichte und Erzählungen reichten, um sich von diesem Mann ein Bild machen zu können.

Sinclair war in den letzten Jahren ein Begriff geworden. Nicht allein in dämonischen Kreisen und Zirkeln, auch in der Londoner Unterwelt wusste man mit diesem Namen etwas anzufangen.

Schließlich gehörte John Sinclair auch zu den Todfeinden eines gewissen Logan Costello, dem Mafiachef von London.

Ausgerechnet Sinclair sollte Gurny töten. Das hatten schon viele versucht und sich daran die Zähne ausgebissen. Weshalb sollte es gerade ihm besser ergehen?

Ed Gurny schwitzte. Er begann damit, unruhig auf seinem Stuhl herumzurutschen.

»Du wirst ihn töten«, sagte der Ghoul und ließ das Papier sinken, auf dem der Name flimmerte.

»Nein.« Gurny hob die Schultern. »Ich… ich schaffe es nicht. Wirklich nicht.«

»Du brauchst es ja nicht selbst zu tun. Lass dir Zeit. Er ist augenblicklich nicht in London…«

»Weshalb tust du es nicht selbst?«

Da lachte das Wesen. »Weißt du nicht, dass Ghouls Leichenfresser sind? Hast du davon noch nie etwas gehört?« Er bewegte seinen plumpen Kopf nach vorn, bis fast über die Barriere. Der Gestank wurde noch stärker. »Wir wollen Tote, mein Lieber. Nur Tote. Und du wirst ihn mir servieren. Denk daran, was ich dir versprochen habe.«

»Es haben schon viele versucht…«

»Mach es nur richtig. Ich kann dir sogar einen Tipp geben. Wenn du willst, kannst du ihn mit einer besonderen Waffe killen. Es ist eine goldene Pistole.«

»Wie…?«

»Ja, eine Pistole aus Gold. Sie stammt aus einer anderen Welt. Besorge sie dir.«

»Und wer hat sie?«

»Ein Freund von diesem Sinclair, ein Reporter…«

»Bill Conolly!«

»Genau. Ich sehe schon, du bist bestens informiert, mein Lieber. Und wenn du ihn damit umgebracht hast, wirst du mir die Pistole übergeben, denn ich brauche sie. Hast du verstanden?«

»Ja, natürlich.«

»Gut, dann sind wir uns einig.«

Ed Gurny lehnte sich zurück. Er legte beide Hände flach auf die Schreibtischplatte. »Wie lange habe ich Zeit?« fragte er mit kaum verständlicher Stimme.

»Sinclair befindet sich im Moment nicht in London. Ich gebe dir

genau drei Tage. Dann will ich ihn sehen. Tot. Als Leiche muss er vor meinen Füßen liegen.«

Die letzten Worte, die der Ghoul ausstieß, waren wieder von zahlreichen Schleimtropfen begleitet. Sie sprühten aus seinem Maul, und Gurny drückte sich nach hinten.

Er schloss auch die Augen. Als er sie wieder öffnete, war nicht nur seine Brille beschlagen, er sah seinen unheimlichen Besucher auch nicht mehr. Nur der Gestank lag in der Luft, und die Ausgangstür zitterte ein wenig. Der Beweis dafür, dass der Ghoul den Geschäftsraum verlassen hatte.

Zurück ließ er einen völlig entnervten, schwitzenden Ed Gurny.

Der saß an seinem Schreibtisch und war nicht fähig, auch nur einen Finger zu rühren. Der Besuch des Monstrums und das mit ihm verbundene Gespräch hatten ihn zu sehr aufgeregt. Einen klaren Gedanken fassen und überlegen konnte er nicht mehr.

Fahrig strich er über sein Gesicht. Die Haut glich einer Rutschbahn aus Schweiß. Seine Brillengläser waren beschlagen, die Lippen zuckten, und er schüttelte den Kopf.

Wenn er das einem erzählte, der Mann würde ihm nicht glauben.

Er selbst konnte es kaum fassen, aber da lag noch der Gestank in der Luft. Dieser Geruch nach Moder, alten Leichen und Friedhof. Eine scheußliche Mischung, die dem Buchmacher bewies, dass er sich nicht getäuscht hatte, und dass es den Ghoul tatsächlich gab.

Mit beiden Händen wischte er durch sein Gesicht. Das Salz brannte in seinen Augen, er war müde, ausgelaugt, und er fürchtete sich davor, den Auftrag durchführen zu müssen.

Gab es eine Chance, sich zu drücken?

Nein!

Der andere hatte ihm deutlich zu verstehen gegeben, was geschehen würde, wenn er den Befehlen nicht folgte. Dann war sein eigenes Leben verwirkt. Und sterben wollte Gurny nicht. Mit fühlte er sich einfach zu jung dazu.

Was also tun? An wen konnte er sich wenden? Wer brachte für ihn Verständnis auf?

Da gab es wohl kaum jemand. Gemordet hatte er selbst noch nicht.

Das überließ er stets anderen, er war nur mehr der Vermittler zwischen den Parteien. Ja, man konnte bei ihm Morde bestellen, er leitete die Aufträge weiter. In Gedanken ließ er die Killer Revue passieren, die für den Job in Frage kamen.

Viele waren es nicht. Um Sinclair zu erledigen, musste ein absoluter Klassemann ran. Ein internationaler Killer, der auch für Konzerne und Regierungen arbeitete.

Da gab es nicht mehr als eine Handvoll. Weiter wusste der Mann nichts darüber. Er kannte nicht einmal Namen und wusste auch nicht,

wie die Leute aussahen.

Seine Gedanken beschäftigten sich wieder mit dem Geisterjäger.

Über Sinclair war einiges bekannt. Er nahm sich der Fälle an, die im Außergewöhnlichen lagen, wo normale Polizeimethoden versagten, aber er war auch mit einfachen Gangstern in Berührung gekommen.

Da stand in London ein Mann an der Spitze.

Logan Costello!

Eigentlich war er auch Gurnys Chef. Dieser Costello befehligte ein Heer von Killern und Tötern. Er musste ihm einfach helfen, wenn es keinen anderen Ausweg mehr gab.

Heftig nickte sich Gurny selbst zu, als er daran dachte. Ja, wenn einer eine Lösung wusste, dann war es Logan Costello. Schließlich hatte ihm Gurny bei manchen Problemen geholfen.

Es war nicht einfach, den Mann mit dem grauen Betongesicht zu erreichen. Da existierten verschiedene Telefonnummern, die nur Eingeweihten bekannt waren.

Gurny gehörte nicht dazu, da er nicht zum engeren Kreis um Costello gezählt werden konnte.

Er nahm den Hörer ab und tippte einige Zahlen. Seine Finger zitterten. Fast hätte er sich verwählt. Am anderen Ende meldete sich der Inhaber eines Gemüseladens.

Ed Gurny nannte ein Codewort, das auch nur gewisse Leute kannten. Sie wussten dann Bescheid.

»Man ruft dich zurück.«

Gurny wartete. Ihm fiel ein, dass er seinen Laden nicht abgeschlossen hatte. Das holte er sehr schnell nach, bevor er sich wieder an seinen Platz setzte.

Die Zeit tropfte dahin. Gurny wurde immer nervöser. So viel hatte noch nie für ihn auf dem Spiel gestanden. Hier ging es nicht nur um einen Auftrag, sondern auch um sein Leben. Diesmal musste Costello ihm einfach helfen.

Es dauerte eine Viertelstunde, und Gurny hatte schon zwei Zigaretten geraucht, als das Telefon anschlug. Der Buchmacher erschrak so sehr, dass er sich die Finger an der langen Glut verbrannte. Dann schüttelte er sich und hob ab.

»Du wolltest mich sprechen?« Es war unverwechselbar die Stimme des großen Logan Costello.

Nie war Ed Gurny so nervös gewesen wie in diesen Augenblicken, als er mit Costello sprach. Seine Handfläche war schweißfeucht, fast wäre ihm der Hörer noch herausgerutscht.

»Ja, ich muss mit dir reden.«

»Du hast Probleme!«

»Sicher.«

»Um was geht es?«

»Sinclair!«

Logan Costello blieb für einen Moment ruhig. Nicht einmal sein Atmen drang an Gurnys Ohren. Dann kam die lauernde Frage.

»Meinst du John Sinclair, den Geisterjäger?«

»Genau den.«

»Und?«

»Ich soll ihn töten.«

Costello lachte blechern. »Du sollst ihn töten, Gurny? Nicht dass ich dich nicht schätzen würde, aber hast du dir da nicht etwas zu viel vorgenommen?«

»Möglich«, gab der Buchmacher zu. »Aus diesem Grunde wende ich mich ja an dich.«

»Soll ich den Job für dich übernehmen?« Die Frage klang aggressiv. Gurny änderte augenblicklich seine Taktik.

»So meine ich das nicht. Ich möchte dir nur das Problem erklären.«

»Okay, aber fasse dich kurz.«

Ed Gurny verzog sein Gesicht. Kurzfassen ist gut, dachte er. Du sitzt ja nicht da, wo ich hocke. Er begann zu reden und berichtete von dem Besuch des Ghouls.

Costello war ein guter Zuhörer. Vielleicht faszinierte ihn die Geschichte auch, wer konnte das schon sagen? Jedenfalls unterbrach er den anderen mit keinem Wort.

»Weißt du nun Bescheid?« fragte Gurny.

»Natürlich.«

»Kannst du mir helfen?«

»Ich würde gern, aber ich halte mich da raus.«

Nach dieser Antwort schwitzte Gurny stärker. »Wieso? Sinclair ist doch auch dein Feind.«

»Das stimmt. Nur bin ich froh, in der letzten Zeit Ruhe vor ihm zu haben. Verstehst du?«

»Möglich, aber…«

»Es ist *dein* Job, Buchmacher. Ich habe mich lange genug mit irgendwelchen Dämonen herumschlagen müssen. Eigentlich müsste ich Sinclair dankbar sein, denn er hat mich von einem gewissen Druck befreit. All die Wesen, die mich zu einer Figur degradierten, hat er mir vom Hals geschafft, so dass ich mich um meine eigenen Geschäfte kümmern kann. Und die laufen trotz der Rezession ziemlich gut. Ich will da nicht locker lassen. Wenn du es geschafft hast, Gurny, sage mir Bescheid…«

Es waren seine letzten Worte. Costello hatte die Verbindung unterbrochen.

Hund, verdammter, dachte Gurny und starrte auf den Hörer. Wütend warf er ihn wieder auf die Gabel. Er schüttelte dabei den Kopf, setzte noch einige Flüche nach und schlug mit der geballten Faust auf den

Tisch. Wie oft hatte er Costello einen Gefallen getan. Zu Gegendiensten war dieser Mafioso nicht bereit. Der ließ ihn eiskalt im Durchzug stehen. Der Lösung des Problems war Gurny keinen Schritt näher gekommen. Er griff wieder zu den Zigaretten. Das Stäbchen zerbröselte zwischen seinen Fingern. Die Krümel fielen auf die Waffe mit dem Schalldämpfer.

Es wirkte wie ein Signal. Ein Ruck ging durch die Gestalt des Mannes. Wenn es keiner machen wollte, würde er die Sache in die Hand nehmen. Sinclair weilte nicht in London. Das war gut, so bekam er einige Tage Zeit, einen Plan zu schaffen. Der Ghoul wollte die Leiche des Geisterjägers vor seine Füße gelegt bekommen.

Das sollte er haben…

***

Noch immer hatte ich die Folgen des letzten Falls nicht überwunden. Ich dachte an die Toten, die wir auf der nördlichsten der Orkney's gefunden hatten, dann an die Begegnung mit Morgana Layton und an die Hetzjagd durch die Werwolf-Schlucht. Und natürlich an Fenris, den Götterwolf. Er hatte Morgana Layton an sich gerissen. Wie ein Komet war er gekommen. Mit weit aufgerissener Schnauze. Zwischen seinen Zähnen klemmte die Person, die in der Urzeit als Wolf gelebt hatte, dann als Mensch wieder geboren wurde und ihr erstes Leben spürte. So intensiv, dass sie eine Zwitterstellung einnahm und einmal Tier, dann wieder Mensch wurde.

Ich stand ihr mit zwiespältigen Gefühlen gegenüber. Sie hatte den Tod der Menschen nicht verhindert. Vielleicht nicht gekonnt oder nicht gewollt. Ich wusste es nicht. Auf jeden Fall hatten wir es geschafft und waren der Insel entkommen.

Am anderen Tag hatten wir sie wieder betreten. Diesmal mit Verstärkung. Eine Mannschaft Soldaten befand sich an unserer Seite, ausgerüstet mit Flammenwerfern und schweren Waffen.

Wir hatten keine Werwölfe mehr gefunden. Auch nicht zwischen den hohen Felsen, die ebenfalls abgesucht worden waren. So waren wir dann wieder zurückgeflogen, um von der Hauptinsel mit einer Militärmaschine in Richtung London zu starten.

Es hatte dennoch eine weitere Zwischenlandung gegeben, denn ein General wünschte unbedingt einen persönlichen Bericht, den Suko und ich ihm gaben. Wir sahen ihm an, dass er uns am liebsten eingesperrt hätte, aber dank meines Sonderausweises konnte ich ihn ein wenig in die Schranken weisen und ihm auch klarmachen, dass wir mit dem Tod der Männer nichts zu tun hatten. An die Wesen, die wir gesehen und gegen die wir gekämpft hatten, wollte er sowieso nicht glauben. Er versprach mir ein Nachspiel.

Das konnte er haben.

Mit einer normalen Linienmaschine flogen wir in Richtung Süden und damit auch in wärmere Gefilde, denn auf den Orkney's war es doch ziemlich kalt gewesen. Dort kam der Sommer spät und war nur sehr kurz.

Suko hatte seine Beine, so gut es möglich war, ausgestreckt und hielt die Augen geschlossen. Ich konnte nicht schlafen, starrte auf die Rückenlehne des Vordersitzes und ließ meine Gedanken um das Problem der Morgana Layton kreisen.

Ich war fest davon überzeugt, dass etwas auf uns zukam. Nicht sofort, sondern später. Bestimmt fand sich eine Verbindung zwischen der uralten Werwolf-Magie und den Grossen Alten. Morgana hatte dieser Magie widerstehen können. Ich sah in ihr so etwas wie den Schlüssel zum Sieg über die Urdämonen.

Fenris hatte eingegriffen und sie geholt. Der Götterwolf war mein Gegner, denn er stand auf der Seite einer weiteren Feindin. Der Werwölfin Lupina, die zusammen mit Fenris einen Sohn gehabt hatte, der aber umgekommen war.

Lupina war verschollen. Irgendwo in der tiefsten Vergangenheit.

Man konnte sie praktisch als einen Rest der ehemaligen Mordliga bezeichnen.

Die Stewardess kam. Ihr Lächeln war so freundlich, dass ich der Einladung zu einem Whisky einfach nicht widerstehen konnte.

»Mit Eis?« fragte das schwarzhaarige Wesen, das mich ein wenig an Glenda Perkins, meine Sekretärin, erinnerte.

Ich winkte ab. »Um Himmels willen. Ich möchte mir nicht den guten Whisky verderben.«

Aus dem Lächeln wurde ein Lachen. »Sie sind ein Genießer, Sir.«

»In jeder Beziehung.«

Nach dieser Antwort wurde die Stewardess ein wenig rot. Dann reichte sie mir das Glas.

Ich trank in kleinen Schlucken. Der Alkohol rann die Kehle hinab und verbreitete im Magen ein warmes Gefühl. Die Stewardess ging weiter, ich hörte Suko sprechen.

»Wieso bist du ein Genießer in jeder Beziehung?«

»Das möchtest du wohl gern wissen, wie?«

»Sonst hätte ich nicht gefragt.«

»Sage ich aber nicht.«

»Feigling.«

»Bin ich auch.«

»Ich könnte die Kleine mal über dich aufklären, wie du wirklich bist. Dann würde sie dir Schlaftabletten in den Whisky schütten.«

»Sei ruhig, schlaf weiter und störe erwachsene Menschen nicht«, erklärte ich.

»Wenn du das sagst, bitte.« Suko hob die Schultern, machte die

Augen zu und schlief auf der Stelle ein. Ich bewunderte das. So gute Nerven besaß ich nicht.

Ich nuckelte an meinem Whisky schaute mal aus dem Fenster und sah Wolkenfetzen vorbeihuschen. Es fiel mir schwer, die Gedanken vom letzten Fall zu lösen. Ich beschäftigte mich wieder mit der Zukunft und fragte mich, was in London wohl auf uns warten würde.

Bisher hatten wir kaum Ruhe bekommen. Es gab keinen Grund, daran etwas zu ändern. Irgendwann schlief ich dennoch ein und wurde erst wach, als die Maschine kurz vor der Landung stand.

Die Bewegungen kannte ich im Schlaf. Anschnallen, das Rauchen einstellen, das Vorbereiten auf die Landung. Dann kam das drückende Gefühl in der Magengegend…

Unter uns lag bereits der Flughafen. Ein gewaltiger Komplex, eine Stadt für sich, in der man sich schon verlaufen konnte, wenn man sie nicht kannte.

Wir fielen der Landebahn entgegen. Der Pilot war ein alter Routinier. Er setzte die Maschine sicher auf und ließ sie allmählich ausrollen.

Ich atmete auf. London hatte uns wieder. An eine Gefahr dachte ich nicht im geringsten…

***

Er hatte lange gezögert. Eine schlaflose Nacht verbracht und nur überlegt, ob es richtig war, was er sich vorgenommen hatte. Aber es gab keine andere Möglichkeit. Niemand würde ihm helfen. Die Killer, die er kannte, standen samt und sonders in Costellos Diensten. Wenn er einen von ihnen engagierte, würde Costello ihn liquidieren lassen. So gut kannte er den Mafioso immerhin, der seine Rechnungen stets mit Blei bezahlte.

Also musste er es selbst machen!

Gurny besaß zwar nicht die guten Beziehungen wie Logan Costello, dennoch war es ihm gelungen, herauszubekommen, wie er an den Geisterjäger herankommen konnte.

In London befand sich Sinclair tatsächlich nicht. Er war noch unterwegs, hieß es.

Gurny hatte sich nach dem Ziel erkundigt, aber keine Antwort bekommen. Auf jeden Fall musste es weiter wegliegen, denn Sinclair kam nicht mit dem Wagen, sondern mit dem Flugzeug.

Also wurde Heathrow zu seinem zweiten Wohnsitz. Und hier kannte er einen Mann vom Zoll, der ihm verpflichtet war. Der Knabe wettete gern, hatte verloren und stand bei Gurny in der Kreide. Es waren 1200 Pfund, die der Beamte zu zahlen hatte.

Täglich wurden es durch die Wucherzinsen mehr, so dass der Mann in eine schreckliche Zwickmühle geriet. Seine Familie durfte davon nichts wissen.

Ed Gurny sprach ihn an.

Und er wurde schnell einig. 1200 Pfund wollte Gurny sich den Spaß kosten lassen, wenn er herausbekam, wann der Geisterjäger John Sinclair in London eintraf.

Der Mann vom Zoll schaffte es tatsächlich, dies herauszufinden. Er benachrichtigte Ed Gurny sofort, der den Schuldschein zerriss und dem Mann Schreckliches androhte, wenn dieser ihn belogen hatte.

»Nein, nein, das habe ich nicht.«

So wartete Gurny. Er hatte den inneren Sicherheitsring des Flughafens nicht betreten. Aus diesem Grunde war es nicht besonders riskant, eine Waffe bei sich zu tragen. Den Schalldämpfer behielt er aufgeschraubt. Die Schüsse würden im allgemeinen Trubel sowieso nicht zu hören sein.

Eigentlich hat dieser Sinclair ja keine Chance, dachte Gurny und lächelte zufrieden…

***

Da wir es nicht eilig hatten, ließen wir anderen den Vortritt und stiegen als letzte aus.

Die Stewardess verabschiedete uns mit einem freundlichen Lächeln und einem ebensolchen Nicken.

»Beehren Sie unsere Linie bald wieder«, erklärte sie.

»Wenn Sie dabei sind, immer«, erwiderte ich.

»Und mein Mann auch.«

»Wieso?«

»Er ist der Kapitän.«

Suko lachte noch über mein dummes Gesicht, als wir bereits die Uniformen der Zollbeamten sahen. »Reingefallen, John, reingefallen. Du bist eben kein Frauentyp.«

»Das kannst du nicht sagen.«

»Wieso nicht?«

»Ich komme eben immer zu spät.«

»So kann man es auch ausdrücken, wirklich. Und eitel bist du erst recht nicht, wie?«

»Weshalb sollte ich?«

Suko winkte ab. »Schon gut, Alter.« Kontrolliert wurden wir nicht.

Wir waren in gewisser Hinsicht keine normalen Fluggäste.

Beim Dienstvorgesetzten der kontrollierenden Zollbeamten erkundigte ich mich, ob eine Nachricht für uns vorläge.

»Nein, Sir, keine Meldung.«

»Danke.«

Wir gingen. Auf Heathrow herrscht immer Betrieb. An Wochenenden manchmal sogar noch mehr, wenn die Reisegruppen abfliegen und ankommen. Gedränge, Geschiebe, Stimmenwirrwarr, Abschied,

Tränen, Wiedersehen, dann Tränen der Freude – alles kam hier zusammen.

Da wir es nicht eilig hatten, ließen wir uns Zeit. Es war früher Nachmittag. Beide wollten wir noch im Büro vorbeischauen und dann nach Hause fahren.

Shao wartete sicherlich sehnsüchtig auf ihren Freund. Auf mich wartete eine muffig riechende Wohnung, in der in den letzten Tagen nicht gelüftet worden war.

Der Bentley parkte in der Garage, abgeholt wurden wir auch nicht, so waren wir praktisch gezwungen, ein Taxi zu nehmen. Eine ziemlich weite Strecke bis zum Yard, aber das ging auf Spesen.

Ich dachte wirklich an keine Gefahr, als wir uns einem der großen Ausgänge näherten. Zwischen all den Menschen fühlte ich mich zwar nicht gerade wohl, aber besser als auf einem einsamen Friedhof mitten in der Nacht zu stehen, umkreist von Zombies.

Suko ging einen halben Schritt hinter mir. Rechts von uns befanden sich die Filialen der Fluggesellschaften. Fast alle internationalen waren vertreten.

Vor den meisten Schaltern standen Menschen und erkundigten sich nach irgendwelchen Dingen. Eine Durchsage löste die andere ab. Links von uns stiegen Rolltreppen wie fahrende Leitern aus Metall in die Höhe. Von vorn kam ein Mann in heller Kleidung auf uns zu. Er schob einen mit Getränken und Süßigkeiten beladenen Wagen vor sich her. Zigaretten gab es dort auch.

Mir fiel ein, dass ich keine Stäbchen mehr hatte, ging langsam und suchte nach Kleingeld. Dabei kam ich dem Wagen immer näher.

Aus einer Nische löste sich eine Gestalt. Ich selbst sah sie nicht, auch Suko achtete nicht auf den Mann mit der Brille, der nach zwei Schritten stehenblieb und seine rechte Hand in die Tasche seines hellen Staubmantels versenkte.

Aus der Gegenrichtung kam eine Reisegruppe. Halbwüchsige mit ihren Eltern, die die Sprösslinge abgeholt hatten. Die Jungen und Mädchen lachten, sie schwatzten durcheinander. Jeder wollte etwas erzählen.

Ich hatte das Kleingeld gefunden und ging zwei Schritte auf den Wagen zu.

Suko hatte ihn schon passiert. Er war stehengeblieben und schaute vorwurfsvoll, weil ich mir die Zigaretten kaufte.

Der Mann mit der Brille zog seine Hand wieder aus der Tasche hervor. Ich sah es noch immer nicht und sprach den Verkäufer an, um ihm meine Marke zu nennen.

Im selben Augenblick war auch die Gruppe der Jugendlichen mit ihren Eltern da.

Ed Gurny schob sich vor. Er ging im rechten Winkel auf die

Reisegruppe zu, drängte sich praktisch in sie hinein und kantete die rechte Hand hoch. Die Proteste der Jugendlichen überhörte er. Gurny sah nur mehr den Rücken des Mannes, den er erledigen sollte.

Ich war ahnungslos. Das Geld lag auf dem Handteller des Verkäufers, die Zigaretten hatte ich schon eingesteckt und wartete auf das Wechselgeld.

In diesem Augenblick geschah es.

Von irgendwoher huschte ein Schatten heran, verdunkelte für den Bruchteil einer Sekunde mein Gesichtsfeld, und im nächsten Moment bekam ich einen Schlag, der mich von den Beinen holte und zu Boden schleuderte, genau zwischen die Mitglieder der Reisegruppe.

Dann war der Schatten weg.

Ich lag auf den Rücken, hatte einen kleinen Schock bekommen, hörte die Schreie, das wütende Schimpfen und spürte erst jetzt den Schmerz. Dann vernahm ich die gellenden Rufe. Jemand sprach von einem Toten. Trillerpfeifen gellten, und ich kam wieder auf die Füße. Ich schaute nach vorn.

Um den Wagen hatte sich ein Kreis gebildet. Allerdings war der Abstand groß genug, keiner traute sich näher heran, denn der Zigarettenverkäufer stand in einer seltsam erstarrten Haltung und mit weit aufgerissenem Mund da.

Es war ein Wunder, dass er nicht kippte, denn er war tot.

Dicht unter dem Herzen hatte ihn das Geschoss getroffen und einen blutigen Stern auf seiner Brust hinterlassen. Auf dem weißen Untergrund sah es makaber aus.

Erst als ich ihn fassen wollte, brach der Mann zusammen. So schnell konnte ich nicht zugreifen. Er fiel nach vorn und landete mit dem Oberkörper auf seinem Wagen. Zigaretten, Süßigkeiten und anderer Kleinkram rutschten zu Boden.

Der Verkäufer blieb über seinem Wagen liegen.

Mir war klar geworden, dass der Schuss nicht ihm, sondern mir gegolten hatte und dass ich mein Leben irgendeinem unbekannten Retter verdankte.

Plötzlich bekam ich ein verdammt weiches Gefühl in den Knien…

***

Suko war ebenfalls stehengeblieben, als er bemerkte, dass sein Freund John Sinclair Zigaretten kaufen wollte. Der Trubel hatte auch ihn irgendwie abgestumpft werden lassen. Er dachte an nichts Böses, erst recht nicht an eine Gefahr. Zwar bemerkte er auch die Reisegruppe und sah auch einen Mann etwa in seiner Größe, der an den jungen Leuten vorbeihuschte. Der Mann trug ein blaues Stirnband und hatte blondes Haar. Mehr bekam Suko von ihm nicht mit, denn andere Ereignisse lenkten ihn ab. Er hörte das Protestieren der

Jugendlichen, sah John fallen und auf einmal das Blut auf der weißen Kluft des Verkäufers.

Da wusste Suko Bescheid.

Jemand hatte geschossen.

Und dieser Jemand steckte im Gedränge.

Der Inspektor wollte zu seinem Freund laufen, als er sah, wie sich ein Mann schnell entfernte. Der Kerl trug einen Staubmantel, den er nicht zugeknöpft hatte und der jetzt, als er lief, aufgebauscht wurde und hinter ihm herflatterte.

War das der Killer?

Die Menschen drängten sich in unmittelbarer Nähe des Tatorts zusammen. Nur der Typ verschwand.

Das war nicht normal.

Suko besaß einen sicheren Instinkt für Vorfälle dieser Art und nahm augenblicklich die Verfolgung auf. Er musste zwei Frauen zur Seite schieben, wurde dadurch abgelenkt, verlor Zeit und sah den anderen auf eine Rolltreppe zuhasten, die nicht weit entfernt von einem der Ausgänge lag.

Der Vorsprung des anderen war gewachsen. Sogar so groß geworden, dass Suko Mühe haben würde, aufzuholen.

Da drehte sich der andere um.

Im selben Augenblick sah er den Chinesen.

Die Augen hinter der Brille weiteten sich. Instinktiv musste der andere erkannt haben, dass ihm jemand auf den Fersen war, und er beeilte sich noch mehr.

Auf den Ausgang lief er nicht zu. Seine Panik war so groß, dass er die Rolltreppe nahm. Sie führte in die Höhe. Dem anderen fuhr sie aber zu langsam, deshalb jagte er mit gewaltigen Schritten, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hoch.

Suko stützte sich auf dem schwarzen Kunststoffgeländer ab und flankte auf eine Stufe.

Der Kerl war schon fast oben. Dort drehte er sich um, schaute Suko entgegen und griff wieder in die Tasche.

Plötzlich sah der Inspektor eine Waffe in der Hand des Flüchtlings. Ein Revolver mit Schalldämpfer.

Dieser Typ fühlte sich in die Enge getrieben. Er würde schießen und richtete das Mündungsloch bereits schräg nach unten.

Sofort lag Suko flach.

Weder den Schuss, noch das Sirren der Kugel vernahm er. Suko wurde auch nicht getroffen, der Schusswinkel war zu ungünstig gewesen.

Ein zweitesmal feuerte der andere nicht. Da hatte er die Rolltreppe bereits hinter sich gelassen und war aus Sukos Blickfeld verschwunden. Der Chinese hatte nur noch mitbekommen, wie sich

der andere zur linken Seite hinwandte.
Dort musste auch er hin.
Geduckt lief Suko die restlichen Stufen hach. Er wollte bei seinen letzten Schritten keine Zielscheibe abgeben.
Menschen starrten ihn verwundert an, als er die Rolltreppe verließ. Die Leute standen vor der großen Scheibe und schauten auf das Rollfeld hinaus.
Wenn man es streng sah, war jeder von ihnen eine potentielle Geisel, und Suko sah es so, wobei es ihm kalt den Rücken hinabrann.
Er suchte den Killer!
Noch deutlich war dem Chinesen die Erinnerung geblieben, dass sich der Mann nach links gewandt hatte. Auch der Inspektor schaute dorthin. Die Decke wurde von zahlreichen Säulen gestützt.
Sie besaßen eine viereckige Form und waren so breit, dass sich ein Mensch bequem dahinter verbergen konnte. Hinter den Säulen lagen Verkaufsstände. Ein Kiosk, eine Boutique, zwei Bücherläden, ein kleines Geschäft, das sich auf englische Bonbons spezialisiert hatte und eine Bar.
Für Kinder oder Jugendliche war sie wohl nichts, denn über der Tür blinkte ein rotes Licht. Dieses Licht fiel auf ein nacktes Mädchen, das mit dem gekrümmten Zeigefinger lockte.
Da das Mädchen nur gemalt worden war, würde es ihm wohl schwerfallen, die Kunden zu locken.
Bei den Besuchern an der großen Panoramascheibe hatte Suko den Killer nicht entdeckt. Vielleicht war er auch längst wieder mit einer anderen Rolltreppe nach unten gefahren. Ausschließen wollte der Chinese da überhaupt nichts.
Er atmete ein paarmal tief durch und dachte darüber nach.
Schließlich entschloss er sich, sein Inkognito zu lüften. Er fragte bei den Verkäuferinnen der Geschäfte nach.
Zuerst wurde er misstrauisch angestarrt. Nach einem zweiten Blick auf den Ausweis, bedauerten die Frauen, den Mann nicht gesehen zu haben.
»Auch nicht vorbeilaufen?« fragte Suko.
»Nein.«
»Vielleicht ist er in die Bar gegangen«, wurde dem Inspektor von einer runden Person gesagt, deren Augen anfingen zu blitzen.
»Dieser Sündenpfuhl ist ein Schandfleck für den Flughafen.«
Suko nickte ihr zu. »Dann werde ich mir den Schandfleck einmal näher ansehen.«
»Ja, und putzen Sie ihn weg.«
»Sie haben Wünsche!«
Die Bar war ein Schlauch. Es gab nur eine lange Theke, an deren Ende sich zwei schmale Türen befanden. Eine führte zu den Toiletten,

die andere in die Privaträume.

Zwei Hocker nur waren besetzt. Die Mädchen sahen wegen der miesen Beleuchtung noch einigermaßen passabel aus. Sie trugen einteilige Kleider mit tiefen Ausschnitten und würfelten mit dem Barkeeper, einem Mischling, der Suko misstrauisch beobachtete, als dieser an der Bar entlangschlenderte und auf die Toilettentür zuging.

»He!« meldete sich der Farbige, als Suko die Tür fast erreicht hatte.

»Wo wollen Sie hin?«

»Etwas nachsehen.«

»Pinkeln kannste draußen, Chink.«

Suko zeigte ihm seinen Ausweis.

Der Mann wurde sofort ruhiger und ließ Suko gehen. Die Toilettenräume waren ebenso eng wie die Bar. Und leer.

Suko ging wieder zurück. Die Mädchen schauten ihn ebenso gespannt an wie der Keeper.

Vor dem Farbigen blieb Suko stehen. »Ich suche folgenden Mann«, sagte er und begann damit, den Gesuchten zu beschreiben.

»Habe ich nicht gesehen«, erwiderte der Keeper.

Suko wandte sein Gesicht den Mädchen zu. »Und ihr?«

Sie hoben die Schultern.

»Sollte ich herausfinden, dass Sie mich angelogen haben«, sagte er zu dem Keeper, »gibt es Ärger für Sie.«

»Wir haben nicht gelogen.«

»Das will ich hoffen.« Suko ging wieder, begleitet und verfolgt von den Blicken der drei Menschen.

So leid es ihm tat, aber er musste sich eingestehen, dass er den Killer verloren hatte. Der Mann war ihm entwischt. Eine verflixt ärgerliche Sache, denn der Kerl war wahrscheinlich ein brutaler Mörder.

Mit der Rolltreppe fuhr der Inspektor nach unten. Er wollte sehen, wie es seinem Freund John Sinclair ergangen war. Vielleicht hatte er den Mann sogar erkannt.

Die Hoffnung gab Suko jedenfalls nicht auf…

***

Minuten nach dem Anschlag war die Hölle los. Plötzlich wimmelte es von Sicherheitsbeamten, die die Menschen rücksichtslos zur Seite drängten und einen Kreis um den Tatort bildeten. Auch ich sollte verschwinden. Ein baumlanger Neger funkelte mich böse an und schaute erst dann auf meinen Ausweis. Ich durfte bleiben.

Als einer der ersten war ich am Tatort gewesen und blieb auch in der Nähe der Leiche. Sie lag noch immer über dem Verkaufswagen und wurde in ihrer Haltung erst verändert, als der Arzt da war und sich um sie kümmerte. Er befand sich in Begleitung zweier Offiziere vom Sicherheitsdienst, die ich mir sofort herauspickte.

Einer kannte mich. Er strich mit zwei Fingern über seinen blassen Oberlippenbart und schüttelte den Kopf. »Wie hätte es auch anders sein können? Wenn es auf dem Flughafen Ärger gibt, dann mit Ihnen. Hat Ihnen der killende Schädel damals nicht gereicht?«

»Nein, Captain. Diesmal war es ein normaler Mörder.«

»Und was haben Sie damit zu tun?«

»Das weiß ich nicht.«

»Kannten Sie denn den Toten?«

»Auch nicht. Ich wollte mir bei ihm nur Zigaretten holen, da fiel der Schuss.«

Der Captain überlegte und kam zu der gleichen Schlussfolgerung wie auch ich. »Möglicherweise hat Ihnen der Anschlag gegolten, Sinclair.«

»Sehr richtig.«

»Ein armer Teufel. Sie können sich bei ihm bedanken.«

»Das geht leider nicht mehr.«

Der Beamte winkte ab. »Seit wann haben Sie es denn mit normalen Killern zu tun?«

»Das kann ich Ihnen auch nicht sagen, Captain. Mich hat dieser Anschlag ebenfalls überrascht. Wir werden versuchen, Hintergründe aufzudecken. Das kann natürlich dauern.«

Der Arzt meldete sich. »Ein Herzdurchschuss. Da war nichts zu machen. Der Killer kann sehr gut schießen.«

»Haben Sie den Mann gesehen?« fragte mich der Captain.

»Leider nicht. Oder vielleicht doch. Es ging alles zu schnell. Ich bekam einen Stoss und fiel zu Boden.«

»Wer war denn Ihr Retter?«

»Das kann ich Ihnen auch nicht sagen, Captain. Ich habe ihn nicht gesehen. Er war wie ein Schatten.«

»Ein Geist, wie?«

»Möglich.«

»Bei Ihnen muss man auf alles gefasst sein.« Der Mann drehte ab und ordnete eine Zeugenbefragung an.

Dann erschien Suko. Man hatte ihn durchgelassen. Für einen Moment schaute mein Freund auf den Toten, bevor er dem Captain zunickte und sagte: »Mir ist der mögliche Mörder leider entwischt.«

»Was?« rief der Captain. »Sie haben ihn gesehen?«

»Ja, ich verfolgte ihn sogar.«

»Wie kann es dann passieren, dass…?«

»Sie hätten den Flughafen vielleicht kleiner bauen sollen«, meinte Suko und grinste breit.

Der Polizeioffizier besaß wenig Humor. Er verzog nicht einmal die Lippen zu einem Lächeln.

Wir hatten es verständlicherweise eilig und sahen zu, dass wir wegkamen. Man ließ uns nur ungern laufen. Endlich bekamen wir

unser Taxi. Beide hatten wir im Fond die Plätze gefunden. Natürlich sprachen wir über den Vorfall. Ich kam auf meinen Retter zu sprechen.

»Du warst es also nicht, Suko?«

»Nein.«

»Wer dann?«

»Ich weiß es nicht. Wirklich, John. Er war plötzlich da, schlug dich zu Boden und verschwand schneller als der Killer.«

»Seltsam.« Ich schüttelte den Kopf. »So etwas ist mir noch nie passiert. Ob es nicht doch ein Geist war?«

»Die sehen anders aus.«

»Wie denn?«

Suko hob die Schultern. »Was weiß ich. Ich habe nur gesehen, dass dein Retter ein blaues Stirnband trug.«

»Aus Mode?«

»Keine Ahnung. Kann auch das Stirnband eines Kämpfers gewesen sein.«

»Wie meinst du?«

»Ich denke da an die Karateleute oder Ninjas.«

»Shimada wird mir bestimmt nicht das Leben retten«, erwiderte ich.

Suko lachte. »Das glaube ich auch nicht. Aber eine andere Sache ist viel wichtiger. Ich habe höchstwahrscheinlich den Killer gesehen. Wir werden ihn bestimmt in den Akten finden.«

»Das hoffe ich.«

»Und dann wird er verschwunden sein, wenn er weiß, dass er bei uns registriert ist.«

Ich gab darauf keine Antwort, denn Suko konnte recht behalten.

Profikiller verhielten sich so.

Wir hatten den Fahrer gebeten, so schnell zu fahren, wie es eben möglich war. Für eventuelle Strafzettel würden wir die Verantwortung übernehmen. Der Driver nahm uns beim Wort. Er jagte der City entgegen, als wollte er alle Rekorde brechen, doch innerhalb Londons musste er sich dem Verkehr anpassen.

Wir waren froh, als uns der Fahrer heil vor dem Büro ablieferte.

Ich drückte ihm noch meine Visitenkarte in die Hand, damit er den uniformierten Kollegen Bescheid geben konnte.

Dann jagten wir in die Fahndungsabteilung. Die Männer erschraken, als wir die Tür aufstießen. Einer wollte flüchten, ich hielt ihn fest, und der Kollege begann zu jammern.

»Wir sind überlastet!«

»Dann kommt es auf einen mehr oder weniger auch nicht an.«

»Das sagen Sie.«

»Geben Sie Ihrem Herzen einen Stoss. Wir brauchen Informationen über folgenden Mann.«

Er bekam die Beschreibung von Suko geliefert. Ein besonders auffälliges Merkmal war die Brille.

»Ja, den finden wir«, sagte der Kollege.

»Aber noch vor heute Abend.«

»Und wann?«

Ich grinste. »Wir warten so lange.«

»Auch das noch.«

Es dauerte wirklich nicht nur wenige Minuten, da hatte der Computer schon einiges ausgespuckt. Es waren mehrere Karten, die der Kollege in der Hand hielt. »Wir haben nur erst den Großraum London genommen«, erklärte er.

Fünf Bilder standen zur Auswahl. Der Mann legte sie auf den Tisch. Ich schaute Suko an, sah sein Lächeln und folgte mit meinem Blick seinem Finger, der auf das zweitletzte Bild zeigte.

»Das ist er!«

»Bist du sicher?«

»Natürlich.«

Ich sah mir den Mann genauer an. Er musste die 40 überschritten haben, machte eigentlich einen soliden Eindruck. Die Brille besaß ein dunkles Horngestell. Sein Gesicht war schärf geschnitten, die Wangen zeigten Bartschatten. Ansonsten wies der Kopf keine auffälligen Merkmale auf.

Ich sprach den Namen laut aus. »Ed Gurny. Nie gehört. Du etwa, Suko?«

»Nein.«

Dann las ich weiter. »Buchmacher, Wetter und Geldverleiher. Man sagt ihm Verbindungen zur Mafia nach. Er ist vorbestraft wegen Zinsvergehens und hat auch schon gesessen. Mit schweren Delikten wie Mord ist er bisher noch nicht in Berührung gekommen.«

Suko schüttelte den Kopf. Er hatte gleichzeitig mitgelesen und verstand die Welt nicht mehr. »Dass so ein Mann auf dich geschossen haben soll, John, will mir nicht in den Schädel.«

»Und du hast dich nicht getäuscht?«

»Nein, wenn ich es dir doch sage.«

Da wusste ich mir auch keinen Rat mehr. Jedenfalls würden wir diesen Mann besuchen, der in Soho wohnte. Die Straße kannte ich gar nicht. Ich fragte Kollegen danach.

»Das ist eine der Schmiergassen nicht weit vom Hallenbad entfernt. Keine gute Ecke.«

»Okay, danke.«

Wir hatten herausbekommen, was wir wollten. Jetzt konnten wir uns nur die Daumen drücken und darauf hoffen, dass wir den Killer noch zu Hause antrafen…

***

Die Nerven!

Es waren die verdammten Nerven, die ihn im Stich gelassen hatten und die Schnelligkeit des Chinesen. Ed Gurny hatte schon auf den Kerl angelegt gehabt, als dieser sich duckte und die Kugel fehlte. Zum Glück war es Gurny gelungen, zu fliehen. Den gesamten Flughafen konnten sie nicht so rasch absperren. Er war auf seinem Fluchtweg sogar nahe des Tatorts vorbeigegangen, aber niemand hatte ihn erkannt, auch dieser Sinclair nicht, der leider noch lebte.

Für Gurny ein Rätsel.

Wie hatte es der Mann schaffen können? Kein Mensch war schneller als eine Kugel. Oder konnte man den Geisterjäger nicht mit einem Menschen vergleichen? War er schon ein halber Dämon?

Ed Gurny rechnete mit allem.

Und er rechnete auch damit, identifiziert worden zu sein. Am liebsten wäre er verschwunden, geflohen, auf der Stelle weggerannt, aber das ging nicht. Er musste in seine Wohnung, dort Bargeld mitnehmen und wichtige Papiere verschwinden lassen.

Nervös hockte er hinter dem Steuer seines Renault. Der kleine R war unauffällig. Er benutzte ihn als Zweitwagen. Mit ihm wollte er auch aus London fliehen, dann sollten diejenigen etwas für ihn tun, die ihm alles eingebrockt hatten.

Er wusste auch genau, wo er sie finden konnte. Da war er vor der Tat schlau vorgegangen. Die sollten sich wundern. Und wenn er es hundertmal mit Ghouls zu tun hatte, so konnten sie mit ihm nicht umspringen.

Soho lockte ihn. Die warme Jahreszeit war angebrochen. Da quoll dieser weltberühmte Londoner Stadtteil mal wieder über. Alle Sprachen waren vertreten, die Straßen verstopft, so dass er nur mehr mühselig vorankam.

Als er den alten Schwimmbadbau sah, atmete er auf. In einer Nebenstraße lag seine Wohnung. Streng getrennt von den Geschäftsräumen. Man sollte es Nachforschenden nicht zu einfach machen.

Das Haus hatte seine Jahre auf dem Buckel. Eine windschiefe Fassade. Aus den Wohnungen in den oberen Etagen waren kleine Zimmer gemacht worden. Da hausten die Nutten, und dort hinauf nahmen sie auch ihre abgeschleppten Freier mit.

Meist durch den zweiten Eingang an der Seite, innerhalb der Tordurchfahrt, die auf den Hof führte.

Auch tagsüber schleppten die Weiber ab. Eine Rothaarige, die ihre besten Jahre bereits hinter sich hatte, sprach ihn beim Anzünden ihrer Zigarette an.

»Hör mal, Mister, ich habe heute noch keinen gehabt. Du bist der erste. Halber Preis.«

»Verzieh dich.«

Die Rothaarige ließ den Rauch durch ihre Nasenlöcher strömen und die Zigarette im Mundwinkel. »He, redet man so mit einer Dame?«

»Hau ab, Rostlaube.«

Das Schimpfen der Dirne hörte Ed Gurny noch im Flur. Er kümmerte sich nicht darum, so etwas war er gewohnt. Die Weiber regten sich immer künstlich auf. Er holte den Wohnungsschlüssel aus der Hosentasche und öffnete die Tür. Vorsichtig betrat er die Wohnung.

Er dachte immer an die Polizei und hielt auch den schallgedämpften Revolver in der Hand. Er war bereit, sofort zu schießen, wenn ein Bulle erschien.

Es kam keiner.

Die drei Zimmer seiner Wohnung waren leer.

Vom Bad abgesehen, hätte so mancher die Einrichtung auf den Müll geworfen, aus so billigen Möbeln bestand sie. Dem Mann machte es nichts aus. Er brauchte die Wohnung nur zum Schlafen.

Wenn er fliehen musste, so wie jetzt, konnte er fast alles stehen lassen.

Aus einem Schrank holte er einen Meißel. Ging mit ihm in der Hand in den Wohnraum und setzte den Meißel an einer bestimmten Stelle im Fußboden an. Da er noch aus alten Holzbohlen bestand, konnte der Mann die Bohle ohne Schwierigkeiten in die Höhe stemmen.

Darunter lag sein Versteck.

Pfundnoten. Alle sorgfältig gebündelt und in einer Plastiktüte luftdicht eingeschlossen, damit das Geld nicht vergammelte oder verschimmelte. Jetzt nahm er die Noten aus dem Beutel hervor und verstaute sie in den verschiedensten Taschen seines Mantels sowie des Anzugs. Erst jetzt fühlte er sich wohler.

Was musste er sonst noch mitnehmen? Vielleicht ein wenig Kleidung. Die hing im Nebenzimmer.

Aus dem Schlafraum holte er die Ersatzkleidung, schleuderte alles in den Koffer, klappte ihn zu und war zufrieden. Noch einmal ging er zurück in den Wohnraum.

Schon auf der Schwelle spürte er den Alptraum.

Es war wie vor einigen Tagen in seiner Wettannahme. Der Geruch wehte ihm schon zuvor entgegen. Widerlich stinkend. Nach Gruft, Grab, Moder und Leichen.

Der Ghoul war da!

Er stand im Wohnraum. Diesmal hatte er sich nicht verwandelt.

Als Liliputaner schaute er Ed Gurny an. Er trug einen schwarzen Anzug und hatte sich auf den Kopf einen Zylinder gesetzt. An sich bot er eine etwas komische Figur, doch Gurny hütete sich, auch nur die leiseste Andeutung eines Lächelns zu zeigen, den er wusste genau, wie gefährlich dieser kleine Zwerg da vor ihm war.

»Sinclair ist in London«, sagte der Ghoul.
»Ich weiß.«
»Und wo ist seine Leiche?«
Ed Gurny hatte natürlich gewusst, dass die Frage kam. Er hatte sich auch schon eine Antwort ausgedacht, doch als der andere ihn so direkt fragte, hatte er wieder alles vergessen. Er spürte das Ziehen in der Brustgegend und wusste, dass es das Gefühl der Angst war, das allmählich in ihm hochstieg. »Er lebt noch!« keuchte er.
»Wirklich?«
»Ja, verdammt.«
Der Zwerg vor ihm hob beide Hände. Er spreizte sie und legte die Finger gegeneinander. Ed Gurny konnte sehen, dass sein Gegenüber regelrechte Stummelfinger besaß. Widerliche, kleine Dinger, die aneinander zu kleben schienen.
»Sagen Sie doch was!« forderte Gurny.
Der Zwerg schüttelte den Kopf. Dann zog er die Hände auseinander. Die Finger lösten sich zwar, dennoch bestand zwischen ihnen eine Verbindung. Lange Schleimfäden hielten sie fest. Widerlich anzusehen und auch ekelhaft stinkend. Der Ghoul zog die Hände so weit auseinander, dass die Schleimfäden die Breite seines Körpers bekamen.
Dan klatschte er die Hände plötzlich wieder zusammen. Einige Tropfen flogen davon und blieben auf den Dielen liegen.
»Weshalb lebt er noch?«
»Jemand hat ihn gerettet.«
»Wer?«
»Das weiß ich nicht.«
»War es der Chinese?«
»Nein, der war es nicht. Hören Sie zu. Ich will, dass Sie sich einen anderen suchen, der Ihren Scheißjob hier ausführt. Ich habe keine Lust mehr, ich habe mir die Finger schon verbrannt. Wahrscheinlich ist mir jetzt halb Scotland Yard auf den Fersen, und das reicht mir, wissen Sie. Ich will nicht mehr.«
»Sie lehnen ab?«
»Ja, verdammt!«
»Sie wissen ja, was ich Ihnen versprochen habe, mein Lieber. Wer versagt, wird gekillt. Der Preis war Ihr Leben. Sie haben versagt, deshalb muss ich Sie töten. Ein kleiner Ersatz für Sinclair. Seine Leiche wäre mir zwar lieber gewesen, aber ich bin auch so zufrieden.«
Ed Gurny wusste, dass der Ghoul entschlossen war, ihn nicht entkommen zu lassen, deshalb zog er seine Waffe und richtete die Mündung schräg nach unten. »Aus dem Weg!«
»Willst du mich erschießen?«
»Ja.«

»Erinnere dich, als wir uns zum erstenmal gegenüberstanden. Da hast du zweimal auf mich geschossen.«

»Das weiß ich.«

»Dennoch willst du es versuchen?«

»Ja, jetzt bist du ein Mensch und kein Ghoul.«

Der Liliputaner lächelte. Sein breiter Mund wurde dabei noch größer.

Dann begann er zu lachen und wollte sich nicht mehr beruhigen.

Es war ein Gelächter, wie es Ed Gurny noch nie gehört hatte. So leise, dennoch schrill, abgehackt und kichernd. Voller Häme, Schadenfreude und gefüllt mit einem Wissen, von dem der andere keine Ahnung hatte.

Dieses Lachen törnte Gurny an. Er mochte es nicht. Es schlug ihm regelrecht ins Gesicht und trieb gleichzeitig die Angst in seinem Innern hoch bis zur Kehle. Ein paarmal musste er sich hart räuspern, bevor er überhaupt einen Ton hervorbrachte.

»Hör auf zu lachen, du Hund! Verdammt, ich habe dir gesagt, du sollst aufhören!«

Der Liliputaner gehorchte nicht. Er lachte weiter. Schrill, freudig, triumphal.

Und empfing lachend die Kugel.

Ed Gurny hatte nicht mehr an sich halten können und kurzerhand abgedrückt. Er musste es einfach tun, um diesen Widerling zu stoppen. In die Brust hatte er das Geschoss gesetzt, und er wartete darauf, dass der andere umfiel. Tot sollte er liegenbleiben.

Das geschah nicht. Wie hypnotisiert starrte Gurny auf das kleine Einschussloch. Er dachte daran, dass er die Jacke des Ghouls zerstört hatte. Ein wirklich irrer Gedanke, bei dem, was wirklich vorgefallen war, und er schüttelte sich.

Dann stoppte das Lachen. »Wolltest du mich töten, Versager?« zischelte der Ghoul. »Wolltest du mich wirklich töten, du dreckiger Hundesohn? Sag es! Los, sag es voll heraus!« Er hatte seinen Arm ausgestreckt, bewegte hektisch die Hand, und Gurny sah, wie Schleimtropfen von den Fingern fielen und zu Boden klatschten.

Sofort war der Gestank wieder da. Dieser intensive, penetrante Leichengeruch, der Gurny so stark auf den Magen schlug. Okay, sagte er sich. Töten kannst du ihn nicht, aber überwältigen. Mit den Fäusten musste er den Ghoul angehen und sich den Weg aus seiner eigenen Wohnung bahnen.

»Dich werde ich töten, Gurny, nicht umgekehrt!« versprach der Liliputaner.

»Nie!« Gurny schrie das Wort, schüttelte den Kopf und griff an wie ein Stier, wenn er das Tuch des Toreros sieht und in Rage gerät.

Er hatte vor, den Kleineren kurzerhand zu überrennen.

Beide Fäuste schleuderte er in das feiste Gesicht, hörte das Klatschen,

sah es zur Seite wischen und hatte das Gefühl, in Teig geschlagen zu haben. So weich, überhaupt nicht schmerzend. Zusätzlich riss er noch ein Knie hoch und traf ebenfalls die weiche Masse, so dass der andere noch mehr zurückgedrückt wurde.

Gurny triumphierte innerlich. Mit einem Sprung war er an dem Liliputaner vorbei. Er sah nur die Tür, seinen Koffer hatte er längst vergessen. Weg aus der Wohnung, der Stadt und dem Land.

Auf der Schwelle erwischte es ihn.

Es kam von hinten und war ein peitschender Schlag. Der Treffer raubte Gurny die Luft, denn der »Schlangenarm« wickelte sich um seinen Hals. Gurnys Augen wurden groß. Er fragte sich voller Panik, woher die Schlange gekommen war, schielte nach unten und stellte fest, dass es keine Schlange war, die seinen Hals umfangen hielt, sondern ein Arm.

Lang und glitschig…

Der Arm eines Ghouls!

Blitzartig kam ihm die Erkenntnis. Nur nutzte sie ihm nichts mehr.

Eine durch ihn nicht zu stoppende Kraft zog ihn zurück in das Zimmer.

Er blieb zwar auf den Beinen, seine Lage war schlecht. Als er einen Stuhl umriss, kippte er über das Sitzmöbel. Ein Stuhlbein drang in seinen Bauch. Er rollte sich weiter, kam schwankend auf die Füße und stellte fest, dass er wieder frei atmen konnte.

Vor ihm stand der Ghoul!

Halb verändert. Noch zeigte sich ein Grossteil seines Körpers menschlich. Auch der Arm war nicht mehr lang und glitschig. Dafür zerfloss sein Gesicht und wurde zu einer geleeartigen Masse. An der Stirn schien es sich aufzulösen. Es rann, es tropfte, Fäden bildeten sich, liefen nach unten, und Ed Gurny drückte sich gegen die Wand.

Er atmete schwer. Seine Brille hatte er beim Kampf verloren. Sie lag unerreichbar für ihn. Ohne Brille konnte er nur ungenau sehen.

Der Ghoul kam ihm vor wie ein an den Rändern verschwommener Klumpen. Seine Arme bewegten sich plötzlich. Er griff in die Tasche und holte etwas hervor, das Gurny im ersten Augenblick nicht erkennen konnte, es dennoch als langes Band identifizierte.

Ein Band, das glitzerte.

Der Ghoul lachte. Er bekam mit, wie Gurny sich über die Augen wischte. Dass der Mensch Schwierigkeiten mit der Sicht hatte, störte den Ghoul nicht. Er war gekommen, um den anderen zu töten und würde diesen Vorsatz auch in die Tat umsetzen.

»Was hast du da?« keuchte Gurny.

»Ein Band«, antwortete der Ghoul. »Ein kleines Band. Es ist meine Spezialwaffe.« Bei diesen Worten hatte sich der Zwerg in Bewegung gesetzt und kam langsam näher.

Je mehr die Distanz zwischen beiden schrumpfte, um so besser wurde Gurnys Sicht.

Als er erkannte, dass der andere Rasierklingen in den Händen hielt, krampfte sich sein Magen zusammen.

»Weißt du nun Bescheid?« fragte der Ghoul.

Gurny antwortete nicht. Er konnte nicht mehr sprechen. Sein Hals war zu. »Ich hatte dir doch gesagt, was mit Versagern geschieht. Ich bin dafür bekannt, dass ich meine Versprechen halte. Du hast keine Chance, mir zu entkommen…«

Gurny gab keine Antwort. Der andere drosch gedankenschnell zu.

Gurny sah noch das Blitzen vor seinen Augen, hörte auch das Pfeifen und wurde getroffen.

Der Schmerz war fürchterlich…

***

Gurny wohnte tatsächlich in einer Gegend, in der man tagsüber schon Angst haben musste. Wie mochte es erst in der Nacht aussehen? Wir hatten unseren Wagen ein Stück entfernt abgestellt, denn ihn in der Straße zu parken, wäre zu riskant gewesen.

In dieser Gegend hielten sich diejenigen auf, die von der eigentlichen Halbwelt schon ausgestoßen worden waren. Besonders die Frauen, wenn sie zu alt waren. Sie versuchten ihre eigene Verzweiflung durch Forschheit zu überbrücken, was manchmal nicht nur lächerlich, sondern auf gewisse Art und Weise auch tragisch wirkte.

Mir taten die Frauen leid.

Suko und ich suchten nach Hausnummern. Auf einige Hauswände waren welche aufgemalt, bei anderen fehlten sie, so konnten wir raten und es uns aussuchen, wo Gurny lebte.

Zwei Männern passte unser Verhalten nicht. Sie waren noch jung und bauten sich vor uns auf.

»Schnüffler wollen wir nicht haben!« erklärten sie.

Ich zeigte ihnen meinen Ausweis.

Da wurden sie ruhiger. In ihren Gesichtern stand das schlechte Gewissen. Gegen uniformierte Polizisten gingen sie wohl manchmal an, bei Scotland Yard-Leuten hatten sie einen gewissen Respekt. Ich beschloss, die Gunst der Stunde zu nutzen und fragte nach Gurny.

»Ed sucht ihr? Der wohnt da vorn.«

»Ist er im Haus?«

»Kann sein. Wenn nicht, findet ihr ihn in seinem Laden.«

»Wo ist der?«

Wir bekamen die Anschrift gesagt. Mehr war aus den Typen nicht herauszukriegen.

»Sehen wir erst mal in seiner Bude nach.« Ich ging hinter Suko her, der den Vorschlag gemacht hatte.

Schon bald betraten wir ein altes Haus, in dessen Flur es muffig roch. Es war wirklich ein Gestank, der einem den Magen ansteigen ließ. Hier machte niemand sauber, hier räumte keiner auf. Manchmal erschnupperten wir auch den Geruch von billigem Parfüm.

Immer nur ein Hauch, aber uns war klar, dass die Dirnen dieses Gebäude auch als Absteige für sich und ihre Freier benutzten.

Wo Gurnys Wohnung lag, wusste niemand von uns. Wir gingen in die erste Etage und trafen auf der Treppe hockend eine ältere Frau.

Als ich mit Kleingeld klimperte, schaute sie auf.

»Wo finden wir Ed?«

Ein faltiges Gesicht mit müden Augen blickte mich an. Vorgestreckt war der Arm.

Ich ließ Geld in die offene Handfläche fallen.

»Eine Treppe höher. Im zweiten Zimmer auf der rechten Seite finden Sie den Hundesohn.«

»Wieso Hundesohn?«

»Gurny ist ein Schwein. Er macht Menschen kaputt. Er killt sie nicht, aber er treibt sie in die Verzweiflung. Das ist ebenso schlimm wie das andere.«

Wir konnten es ihr nachfühlen. Ich hatte zwar nie direkt mit diesen Geldverleihern zu tun gehabt, kannte jedoch ihre Praxis. Solche Leute gehörten zu den Typen, die mich anwiderten. Ich fragte mich, aus welchem Grunde gerade Ed Gurny auf mich geschossen hatte?

Das wollte mir einfach nicht in den Kopf. Für mich existierte kein Motiv. Mit diesem Menschen hatte ich noch nie in meinem Leben zu tun gehabt.

Suko war vorgegangen und hatte die Treppe hinter sich gelassen.

Auf dem Absatz in der ersten Etage blieb er für einen Moment stehen und drehte mir den Kopf zu.

»Willst du ihn überraschen?«

»Meinetwegen.«

Ich brauchte nur wenige Schritte, um die Wohnungstür zu erreichen. Das Holz war rau und ohne Lack. Der hatte sich im Laufe der Zeit aufgelöst. Die Tür sah nicht sehr stabil aus. Wenn es nötig sein würde, sie aufzustemmen, schaffte das einer von uns sicherlich mit einem Tritt. Eine Klingel sahen wir nicht. Ich hatte bereits den rechten Arm angewinkelt, um zu klopfen, als Suko mich an der Schulter berührte und ich innehielt.

»Was ist?«

»Riech mal.«

Das tat ich auch. So etwas sagte Suko nicht umsonst. An den Mief im Haus hatte ich mich mittlerweile gewöhnt. Der konnte mich schon nicht mehr schocken. Aber Suko hatte recht. Da existierte tatsächlich noch ein anderer Geruch.

Kaum wahrnehmbar, aber vorhanden. Es stank nach Moder und Fäulnis. So rochen alte Leichen…

»Weißt du Bescheid?«

»Ja«, hauchte ich. »Verdammt gut sogar.«

»Ghoul!«

Suko sagte das Wort, und mir rann es kalt den Rücken hinab. Was hatten wir in der letzten Zeit mit Ghouls zu tun gehabt? Eigentlich nichts, aber man war vor Überraschungen nie sicher.

Wir zogen unsere Waffen. Das Klopfen ersparte ich mir, drückte die Klinke und fand die Tür offen.

Mit dem Fuß stieß ich sie weiter auf.

Vier Augen und zwei dunkle Waffenmündungen starrten in den schmalen Wohnungsflur, der leer vor uns lag.

Kein Angriff, nur der Geruch, der sich innerhalb der Wohnung konzentrierte und mir auf den Magen schlug.

Auf Zehenspitzen gingen wir weiter. Lauernd und immer darauf bedacht, sofort reagieren zu müssen.

Die Wohnung war düster. Tageslicht fiel kaum in den Wohnungsflur. Die Beleuchtung im Treppenhaus war auch nicht gerade strahlend. Dennoch erkannten wir eine offene Tür, blickten in ein Zimmer und entdeckten die Unordnung.

Ein Stuhl lag am Boden, ein Tisch stand schief und jenseits von ihm sahen wir einen Körper dicht an der Wand liegen.

Uns hielt nichts mehr. Ob der Mann tot war, wussten wir nicht.

Das konnten wir erst feststellen, als wir ihn erreicht hatten und uns neben ihn knieten.

Ich wurde blass.

Neben mir stöhnte Suko auf. Es war schrecklich. Wir schauten in ein Gesicht, das keines mehr war. Wir sahen zerfetzte Kleidung und das viele Blut.

Hier hatte jemand schaurig gewütet. Erinnerungen an den letzten Fall wurden in mir wach. Ich dachte daran, wie ich die Toten auf der Insel gesehen hatte.

Dieser Mensch hier sah noch schlimmer aus. Nur war er noch nicht tot. Ich hörte seinen Atem, der uns röchelnd entgegenschwang, dabei abgehackt klang und auch hin und wieder unterbrochen wurde.

»Ist er das?« fragte ich Suko. Mein Freund nickte.

Der Mann trug noch immer seinen Staubmantel. Allein daran hätte ich ihn erkennen können.

Wer hatte ihn so zugerichtet? Ich dachte an den scheußlichen Geruch und schüttelte mich. Eigentlich kam dafür nur einer in Frage, der diesen widerlichen Geruch ausströmte.

Eben der Ghoul!

Ich schluckte ein paarmal, sah, dass Suko auf die Knie fiel und

versuchte, mit dem Mann zu sprechen. Mit leiser Stimme redete er ihn an. »Hören Sie mich, Gurny?«

Der Schwerverletzte reagierte nicht. Als Suko ihn daraufhin anstieß, zuckte er zusammen. Beide sahen wir, dass sich seine Augen allmählich öffneten.

Schmerz zeichnete sein Gesicht. Über die Lippen rannen dünne, rote Fäden.

Er wollte und würde uns etwas sagen und uns wahrscheinlich damit weiterhelfen.

Da hörte ich ein Geräusch.

Es war nicht genau zu identifizieren. Ich wusste nur, dass es in meinem Rücken aufgeklungen war und sich angehört hatte, als wäre eine Tür zugeschlagen.

Suko hatte es nicht vernommen, jedenfalls reagierte er nicht und kümmerte sich um den Verletzten.

Ich schraubte mich in die Höhe, drehte mich, auf der Stelle und schaute mich um.

Zu sehen war nichts. Dennoch ging ich jede Wette ein, dass ich mich nicht getäuscht hatte. »Bleib du hier«, flüsterte ich meinem Partner zu und machte mich auf den Weg.

So leise wie möglich bewegte ich mich voran. Dennoch ging ich schnell. Sollte tatsächlich jemand die Wohnung verlassen haben und sollte dieser jemand ein Täter gewesen sein, wollte ich seinen Vorsprung nicht all zu groß werden lassen.

Wenig später stand ich im Flur. Zunächst schaute ich nach links, sah nichts, wandte den Blick nach rechts, wo es auch zur Treppe ging und erkannte dort eine Gestalt.

Zuerst hatte ich lachen wollen, denn der Mann war ein Zwerg. Er stand nahe der ersten Stufe und schaute mir entgegen. Sein Gesicht schimmerte bleich und irgendwie käsig.

Ich ging auf ihn zu. Noch blieb er stehen. Nur seine Haltung hatte sich ein wenig verändert. Sie war angespannter geworden, irgendwie sprungbereiter.

Wollte er vor mir flüchten?

Ich spürte, dass ich hier einem Feind gegenüberstand und merkte noch etwas.

Der Modergeruch nahm zu, je näher ich dem anderen kam.

Das mußte er sein!

Plötzlich stieß er sich ab. Obwohl ich mit dieser Reaktion gerechnet hatte, wurde ich dennoch überrascht. Auch davon, wie kraftvoll er gesprungen war.

Dieser Liliputaner schaffte es tatsächlich, die Treppe mit einem gewaltigen Satz zu überwinden, wobei er mir fast wie ein Springball vorkam. Als ich das Ende der Treppe erreichte, befand er sich bereits

unten und schickte mir ein Lachen entgegen.

Er hatte sich geduckt, den Kopf zu mir hingedreht, und wieder sah ich sein käsiges Gesicht.

Ich startete.

Da peitschte mir etwas entgegen. Es war ein langer Arm.

Schleimig, wie ein Tentakel.

Ein Ghoularm!

Ich zog den Kopf ein. Der Hieb fehlte und klatschte auf das Geländer. Vom Handlauf rutschte er ab. Ich prallte gegen die Wand und nahm den Rest der Treppe.

Der Ghoul verschwand vor meinen Augen in die Tiefe. Er hatte sich einfach in den schmalen Treppenschacht fallen lassen und landete unten im Hausflur.

Auf den Stufen saß noch immer die ältere Frau, die uns mit Informationen versorgt hatte.

Sie schrie erschreckt, als ich an ihr vorbeihuschte und sie fast noch umgestoßen hätte.

Im Hausflur traf ich mit dem Ghoul zusammen. Er hatte es nicht mehr geschafft, bis zur Tür zu kommen, drehte sich kurz davor und schaute mir entgegen.

In der Bewegung hatte er etwas gezogen. Eine fürchterliche Waffe.

Ich sah das Band und auch die zahlreichen Rasierklingen, die an ihm befestigt waren.

Nun wusste ich, auf welch eine scheußliche Art und Weise Ed Gurny attackiert worden war.

Ich spürte die Kälte auf meiner Haut und kam nicht mehr dazu, meine Beretta zu ziehen, denn der Ghoul schlug zu. Nicht nur das Band wurde lang und länger, sein Arm auch. Er hatte von unten nach oben geschlagen, so dass ich durch Ducken der Gefahr kaum entgehen konnte.

Nach links gegen die Wand wuchtete ich mich. Das war gut so, denn die Klingen schrammten nur über meinen Ärmel, wo sie ein wenig Stoff abfetzten.

Als das Band zurückzuckte, hatte ich die Beretta gezogen. »Lass es!« schrie ich ihn an.

Er holte wieder aus. Diesmal würden mich die Klingen schräg erwischen. Vielleicht in Halshöhe. Es war also lebensgefährlich geworden. In diesen Bruchteilen von Sekunden sah ich ihn sehr deutlich und sogar das Kugelloch in seinem dunklen Anzug. Mir fiel auf, dass er seinen Zylinder verloren hatte. Er lag irgendwo im Flur. Der Zylinder brachte mich auf einen Gedanken, den ich allerdings nicht mehr weiterführen konnte, denn ich musste schießen.

Das Schussecho peitschte durch den Flur und hallte gegen die kahlen Wände.

Der Ghoul zuckte nicht nur zusammen, seine Hand fuhr auch zurück, und das Band mit den Klingen fiel ineinander. Er selbst ging nach hinten, bis die Haustür ihn stoppte.

Dort brach er zusammen.

Er fiel langsam in die Knie. So zeitlupenhaft, dass es wirkte, als hätte jemand intervallweise aus einem Ballon das Gas entweichen lassen. Das geweihte Silber ist für einen Ghoul tödlich. Da machte auch der vor mir keine Ausnahme.

Er sonderte das ab, was ihn zu einem Ghoul machte. Schleim.

Überall quoll er hervor. Aus den Ärmellöchern, dem Kragen, durch die Knopflöcher, und ein penetranter Geruch wehte mir entgegen, der so stark war, dass ich zurückging und die Luft anhielt.

Vor der Tür und auf der gesamten Flurbreite schimmerte die Lache. Von ihrer Oberfläche stiegen stinkende Dämpfe in die Höhe, die mir die Luft raubten.

Ich wartete noch. Hinter mir hörte ich das Schlagen von Türen und aufgeregte Rufe. Der Schuss war natürlich gehört worden. Indirekt half mir die Frau vom Treppenabsatz.

»Bullen im Haus!« keifte sie. »Haut ab, wenn es geht. Hier sind die Bullen!«

Nach vorn konnten die Bewohner nicht, da stand ich. Also rannten sie nach hinten. Ich hörte das Schlagen einer Tür, die Stimme verstummte, es wurde stiller.

Ich war mit dem vergehenden Ghoul allein.

Noch immer sonderte er die Lachen ab. Sie breiteten sich aus. Eine helle, manchmal milchige Flüssigkeit, die widerlich roch. In ihr schwammen die Knochenstücke des Ghouls. Sie wirkten wie aus Gummi hergestellt. Die Kleidung verging nicht. Ebenso wenig die Waffe und andere persönliche Gegenstände.

Ich verließ diesen Ort des Schreckens, zu dem ich später noch einmal zurückkehren wollte. Suko und der Schwerverletzte waren jetzt wichtiger. Langsam stieg ich die Treppe hoch.

Um gegen den widerlichen Gestank anzukämpfen, zündete ich mir eine Zigarette an. Ich wollte einfach den kaum zu beschreibenden Geschmack aus dem Hals bekommen.

Suko traf ich vor der Wohnung im Flur. Obwohl wir nicht viel sehen konnten, entnahm ich seinem Gesichtsausdruck, dass etwas geschehen sein musste.

Ich schaute ihn fragend an.

»Er hat es nicht mehr geschafft.«

»Also tot?«

»Leider.« Suko nickte. »Die Verletzungen waren einfach zu schwer. Der Killer muss gewütet haben.«

»Er lebt auch nicht mehr.«

»Kann ich mir vorstellen, denn ich hörte den Schuss. War es tatsächlich ein Ghoul?«

»Ja, er liegt noch unten und löst sich auf.« Ich schüttelte mich.

»Jetzt weiß ich auch, womit er Gurny umgebracht hat. Ein scheußliches Instrument.« Suko bekam von mir eine Beschreibung und meinte: »Da können wir uns auf einiges gefasst machen.«

»Falls wir eine Verbindung finden.«

»Wieso nicht?«

»Was sollte ein Geldverleiher mit einem Ghoul zu tun haben, frage ich dich.«

»Eigentlich nichts Direktes«, meinte Suko.

»Indirekt denn?«

»Ich denke an Costello. Ed Gurny hat bestimmt nicht auf eigene Rechnung gearbeitet. Welcher Buchmacher und Geldverleiher tut das schon? Nein, dahinter steckt Logan Costello. Wahrscheinlich zieht er die Fäden. Du weißt doch selbst, dass wir auf seiner Abschussliste stehen, wenn er sich auch in den letzten Monaten nicht mehr gerührt hat. Vergessen wird Costello nichts.«

Ich rieb mein Kinn und schüttelte den Kopf. »Nein, Suko, Costello hat sein Lehrgeld zahlen müssen. Ich glaube fest daran, dass er so gut wie geheilt ist.«

»Wieso?«

»Das Theater mit der Mordliga. Er war zum Schluss regelrecht frustriert, wenn du dich erinnerst.«

»Schon, aber ich glaube trotzdem daran.«

»Vielleicht finden wir bei dem Ghoul eine Spur. Auf jeden Fall war er ein Liliputaner. Dann ist mir noch aufgefallen, dass er einen Zylinder trug, und dabei dachte ich an einen alten Spezi.«

»Grimes.«

»Genau.«

»Aber Grimes ist vernichtet.«

»Sicher. Er schon. Was nicht heißen muss, dass nicht mehrere von seiner Sorte noch herumlaufen. Wie dem auch sei, wir werden es herausfinden. Kommst du mit?«

»Klar.«

Wir gingen die Treppe hinunter. Sobald wir in die Sichtweite irgendwelcher Wohnungstüren gerieten, wurden diese sofort geschlossen. Mit der Polizei hatte hier niemand gern etwas zu tun.

Das Spiel kannten wir.

Der Ghoul hatte sich völlig aufgelöst. Innerhalb der schleimigen und allmählich eintrocknenden Masse sah ich die leicht deformierte Silberkugel. Ich nahm sie wieder an mich. Silber ist teuer. Man konnte das Geschoss noch einschmelzen.

Mit spitzen Fingern nahmen wir die Kleidungsstücke des Ghouls an

uns, legten sie beiseite, breiteten sie aus und durchsuchten die Taschen. Papiere fanden wir natürlich keine. Dafür einen Reklamezettel. Er war hellgelb. In roter Schrift wurde auf ein Artistenfest der Liliputaner hingewiesen, das im Hyde Park stattfand.

War das die Spur?

Suko nickte schon. »Auf das Fest bin ich gespannt. Vielleicht treffen wir noch mehr Ghouls.«

»Mal sehen.«

»Und Costello?«

»Den werden wir als nächsten befragen, obwohl ich mir kaum vorstellen kann, dass er seine Aktivitäten wieder aufgenommen hat. Aber wir werden sehen.«

Bevor wir dies alles in die Wege leiteten, rief ich bei der Mordkommission an. Ein Telefon fand ich im Nebenhaus. Ich war froh, wieder richtig durchatmen zu können, nach all dem Gestank, den ich zuvor in meine Lungen gepresst hatte.

Die Kollegen waren nicht begeistert. Immer wenn ich anrief, gab es Arbeit für sie. Das brachte unser Beruf nun mal so mit sich. Noch immer war mir nicht klar, aus welchem Grunde mich Gurny hatte umbringen wollen. Sosehr ich auch darüber nachdachte, ich fand kein Motiv. Dieser Mann war mir nie im Leben begegnet, und mit Wucherern hatte ich auch noch nichts zu tun gehabt.

Suko hatte es ebenfalls nicht mehr im Haus gehalten. Er stand vor der Tür.

»Ich habe mich kurz in der Wohnung des Toten umgesehen. Spuren oder Hinweise habe ich nicht gefunden.«

»Die finden wir vielleicht in seinem Laden.«

»Möglich.«

»Wenn die Mordkommission gekommen ist, verziehen wir uns«, sagte ich zu meinem Partner. »Ich möchte Costello überraschen.«

»Willst du ihn nicht zuvor anrufen?«

»Nein.«

In fünf Minuten waren die Kollegen da. Angeführt wurden sie von einem alten Bekannten. Chiefinspektor Tanner.

Es war der Mann mit dem Hut. Seinen speckigen Filz sollte er angeblich auch nicht im Bett abnehmen, wie Gerüchte besagten. Ich hatte ihn nie danach gefragt.

Natürlich verdrehte er wieder die Augen, als er uns sah und fragte mehrmals, womit er das verdient habe.

»Seien Sie doch froh, dass Sie uns mal treffen.«

»Froh? Ihr könnt mich mal zum Bier einladen.«

»Gern.«

Überrascht schaute Tanner mich nach dieser Antwort an. »Meinen Sie das im Ernst, John?«

»Natürlich.«

»Ich werde trotzdem nicht kommen.« Er tippte mir mit dem Zeigefinger gegen die Brust. »Wie ich Sie kenne, stolpern Sie nach dem zweiten Glas wieder über einen Toten. Dann müsste ich ja noch während meines wohlverdienten Feierabends arbeiten…«

***

Das Girl hatte rabenschwarzes Haar und trug ein Hemd aus dünner Spitze, das von zwei Spaghettiträgern über beiden Schultern gehalten wurde. Der Stoff des Hemds endete dort, wo die langen, sehr schlanken Schenkel begannen. Der Slip, der hin und wieder hervorblitzte, schimmerte in hellblauer Seide. Das Leder der hochhackigen Schuhe zeigte die gleiche Farbe, ebenso wie die Schleife im Haar.

Nur die Drinks, die uns die Kleine brachte, schimmerten goldbraun. Es war bester Whisky.

»Auf Kosten des Hauses«, sagte sie, lächelte uns stereotyp an, stellte die Gläser ab und verschwand hüftschwingend durch die Tür, vor der sich zwei Typen aufgebaut hatten, die in diese plüschige Salon-Atmosphäre hineinpassten wie ein Stromer in ein Vier-Sterne-Restaurant. Die Kerle trugen dunkle Anzüge und konnten schon rein äußerlich die Mafia-Art nicht verleugnen.

Wir befanden uns in einer sogenannten Sauna, die Logan Costello gehörte. Nach zahlreichen Telefonaten war es uns gelungen, seinen Aufenthaltsort festzustellen. Wir hatten sogar mit ihm gesprochen, und er stimmte zähneknirschend zu, sich mit uns zu treffen.

Gern tat er das nicht, das wussten wir. Doch darauf konnten wir keine Rücksicht nehmen. Schließlich ging es um Mord.

Das Girl war verschwunden, die Leibwächter sprachen auch nicht, und so breitete sich eine unnatürliche Stille aus. Hin und wieder hörten wir ein entferntes Lachen oder das Rauschen von Wasser durch irgendeine verdeckt liegende Leitung.

Eine Uhrzeit war nicht abgemacht worden. Ich kannte Costello.

Ihm würde es ein Vergnügen bereiten, uns warten zu lassen. Da er wusste, dass wir eingetroffen waren und ich keine Lust hatte, noch mehr Zeit zu verlieren, entschloss ich mich nach ungefähr fünf Minuten, Logan Costello persönlich zu suchen. Den Whisky hatten weder Suko noch ich angerührt.

»Wo willst du hin?« fragte mein Partner.

»Zu Costello.«

Die beiden Aufpasser hatten meine Antwort vernommen. Ihre Haltung wurde sofort gespannter.

Wir hatten in einer weichen Sitzgruppe gehockt. Zwischen ihr und den beiden Männern lag ein hochfloriger Teppich, über den ich ging,

um an die Tür zu gelangen.
Die Männer traten jeweils einen Schritt aufeinander zu und versperrten mir den Weg.
Ich blieb stehen.
»Der Capo kommt«, sagte der linke der beiden.
»Das dauert mir zu lange, Freunde. Ich werde ihn holen.«
»Nein!«
Ich war nicht auf Ärger aus, wollte mich auch nicht von meinem Vorhaben abbringen lassen und ging noch einen Schritt.
Das war der berühmte Schritt zuviel. Ihre Hände verschwanden unter Jacketts. Zahnstocher würden sie da bestimmt nicht hervorholen. Sie gaben sich sehr sicher und rechneten nicht damit, dass es auch Menschen gibt, die sich von ihnen nicht beeindrucken ließen.
Ich war schneller. Meine Arme schossen in die Höhe, die Hände bekamen ihre Köpfe zu packen, und einen Moment später klatschten die Schädel der Schläger und Aufpasser gegeneinander.
Ein hohles Geräusch erklang nicht, dafür ein dumpfes. Die Gesichter wurden so käsig wie das des Ghouls. Weiche Knie bekamen die Kerle auch noch, und ich räumte sie zur Seite. Einer fing sich an der Wand, der andere landete am Boden.
»Geh nur, John!« hörte ich die Stimme meines Freundes. »Ich halte sie schon in Schach.«
»Danke.« Ein Blick über die Schulter zeigte mir, dass Suko seine Waffe gezogen hatte.
Ich wollte die Tür öffnen. Es war nicht mehr nötig, denn Costello erschien.
Er blieb vor mir stehen, schaute nach links und rechts, sah seine Aufpasser und schüttelte den kantigen Betonschädel, auf dem das dunkle Haar allmählich immer grauer wurde. »Ich glaube, ich muss mir ein paar bessere Männer suchen.« Auffordernd schaute er mich an. »Was meinen Sie dazu, Sinclair?«
»Das ist Ihr Problem.«
»Wollen wir uns nicht setzen?«
»Gern.«
Costello nahm zwischen Suko und mir Platz. Er trug einen blauen Bademantel, an den Füssen Sandalen und zwischen seinen Lippen klemmte eine Zigarre. Wenn er die Beine übereinander schlug, konnten wir die dunklen Haare an den Waden sehen. Insgesamt betrachtet machte er einen lächerlichen Eindruck.
»Ich habe dafür gesorgt, dass wir nicht gestört werden. Was wollen Sie also wissen?«
»Es geht um Ed Gurny!« sagte Suko.
Costello runzelte die Stirn. Ohne die Zigarre aus dem Mund zu nehmen, fragte er: »Müsste ich den kennen?«

»Möglich. Er war Geldverleiher.« Den Satz hatte ich gesagt.

Costello lachte bellend. »Da Sie von ihm in der Vergangenheit sprechen, kann ich davon ausgehen, dass er nicht mehr lebt. Oder?«

»Sehr richtig.«

Nach dieser Antwort kam mir Costello irgendwie beruhigt vor. Er nahm die Zigarre aus dem Mund und stäubte die Asche ab. »Was wollen Sie dann von mir? Halten Sie mich oder einer meiner Männer für den Mörder?«

»Wir kennen den Killer.«

»Und wer war es?«

»Keiner von Ihren Leuten, Costello«, sagte Suko.

Der Mafioso breitete die Arme aus. »Da bin ich aber beruhigt«, erklärte er mit übertriebener Gestik. »Nur frage ich mich noch stärker, was ich hier eigentlich soll?«

»Sie hatten Verbindungen zu Gurny.«

»Sagen Sie mir erst, wer ihn umgebracht hat.«

»Lenken Sie nicht ab, Costello!« fuhr ich ihn an. In mir kochte es sowieso schon, wenn ich daran dachte, was alles auf Costellos Konto ging. Das waren die schlimmsten Verbrechen. Und wir saßen ihm hier gegenüber und plauderten wie Geschäftspartner.

»Ich will es trotzdem wissen, Sinclair!«

»Okay, es war ein Ghoul!«

Fast wäre Costello die Zigarre aus der Hand gefallen. Diese Überraschung war nicht gespielt, das sahen wir ihm an. So gut konnte niemand schauspielern. »Ein Ghoul also«, murmelte er und schüttelte den Kopf. »Das verstehe ich nicht.«

»Wir auch nicht«, erklärte ich. »Aber es muss wohl so gewesen sein, denn ich erledigte den Ghoul.«

»Schön, dann haben Sie ja Ihren Killer. Was wollen Sie dann noch von mir?«

»Mehr über die Querverbindungen zwischen Gurny und Ihnen wissen. Costello.«

»Da gab es keine.«

»Erzählen Sie mir nichts. Sie kontrollieren doch das Verleih-Geschäft. Es bringt zwar nicht so viel ein wie Ihre anderen Geschäfte, aber es ernährt seinen Mann.«

»Ach, hören Sie auf, Sinclair! Das sind wilde Behauptungen, mehr nicht.«

»Soll ich Sie an die Vergangenheit erinnern?«

»Das brauchen Sie nicht. Ich habe mit der Mordliga nichts mehr am Hut. Es ist aus. Xorron gibt es ebenfalls nicht mehr, und er war der letzte. Ich habe mein Lehrgeld bezahlen müssen, verstehst du?«

»Natürlich. Dennoch sind Sie nicht aus dem Geschäft und sähen uns lieber tot als lebendig.«

Costello schaute zuerst Suko an, dann mich, paffte drei Wolken und begann zu lachen. »Stimmt, Sinclair. Ich würde Ihnen und Ihrem Partner besonders teure Kränze auf die Särge legen lassen, nur habe ich mit Ed Gurny nichts zu tun und auch nichts mit dem Anschlag auf Sie. Da kann ich Ihnen mein Ehrenwort geben.«

»Auf das wir pfeifen«, erklärte Suko trocken.

»Trotzdem. Sie müssen es hinnehmen.«

Costello machte mir einen verdammt sicheren Eindruck. Ich wurde das Gefühl nicht los, dass er uns die Wahrheit sagte.

Dennoch wollte ich weiterbohren.

»Was wissen Sie über das Liliputaner-Theater im Hyde Park?«

»Wieso?«

Ich wiederholte meine Frage, und Costello hob die Schultern. »Damit habe ich nichts zu tun. Für Theater interessiere ich mich nicht.«

Das konnte ich mir gut vorstellen. Dem waren die Bilanzen lieber, auch wenn Blut an ihnen klebte. »Da Sie davon auch nichts wissen, möchte ich nach dem Motiv fragen, wie Gurny dazu kommen konnte, auf mich zu schießen? Es muss einen Grund gegeben haben.«

»Denken Sie doch mal nach«, erklärte Costello spöttisch.

»Vielleicht sind Sie ihm mal auf die Zehen getreten.«

»Nein.«

Costello schob die Unterlippe vor. »Dann kann ich mir auch kein Motiv vorstellen.«

Genau jetzt merkte ich, dass er nicht die Wahrheit gesprochen hatte. »Weshalb lügen Sie, Costello?«

»Ich habe Sie nicht belogen.«

»Gurny ist tot«, meldete sich Suko. »Wenn Sie wollen, sagen Sie etwas über ihn. Es kann Ihnen nicht gefährlich werden.«

»Mir kann sowieso nichts gefährlich werden, Chinese.« Er senkte den Kopf und schaute auf die blanke Tischplatte. Costello überlegte, deshalb ließen wir ihn auch in Ruhe. Nach einer Weile nickte er. Ein Zeichen, dass er sich entschlossen hatte. Er hob seinen Oberkörper wieder an und lehnte sich zurück. »Wissen Sie, es ist ja so. Dass wir drei uns nicht riechen können, steht fest. Ich sähe euch am liebsten beim Teufel, ihr mich hinter Gittern und so weiter. Das ist nicht eingetreten. Wir machen uns nach wie vor das Leben schwer. Das wird auch so bleiben. Ich habe es natürlich nicht gern, wenn man mich stört, und eure Penetranz ist mir hinreichend bekannt. Deshalb will ich euch über Ed Gurny etwas sagen, das eigentlich nur Eingeweihte wissen. Er hatte zwei Jobs. Einmal verlieh er Geld und nahm Wetten an, zum anderen konnte man bei ihm etwas bestellen.«

»Und was?« fragte ich.

»Obst nicht«, erwiderte Costello grinsend.

»Vielleicht einen Mord«, folgerte Suko.

Logan Costello grinste breit. »Das haben Sie gesagt, nicht ich.«
»War er ein Killer?« fragte ich.
»Nein, er gab Aufträge weiter.«
»An die Killer also.«
»Kann sein.« Costello wollte nie direkt mit der Sprache heraus. Er überließ es uns, die richtigen Folgerungen zu ziehen.
»Dann können wir davon ausgehen, dass jemand bei Gurny den Mord an mich bestellt hat.«
»Ich sagte schon, Sinclair, er nahm viele Bestellungen entgegen.«
»Weshalb führte er sie bei mir selbst aus?«
Der Mafioso lachte. »Befragen und beschwören Sie seinen Geist. Vielleicht gibt der Ihnen eine Antwort.«
»Werden Sie nicht kindisch, Costello.«
»Ich habe Ihnen gesagt, was ich verantworten konnte. Alles andere ist Ihre Sache.« Er zerstampfte die teure Zigarre im Ascher und erhob sich. »Außerdem habe ich keine Zeit mehr. Sie haben meinen Saunagang unterbrochen, und das gefällt mir gar nicht.« Neben dem Tisch blieb er noch einmal stehen und schnallte den Gürtel des Bademantels enger. »Sie haben Ihren Whisky noch nicht getrunken.«
»Danke«, erwiderte Suko. »Er schmeckt uns nicht.«
Costello ging lachend davon.

***

Ghouls im Hyde Park!
Wenn ich nur daran dachte, wurde es mir schon ganz anders. Ich sah die zahlreichen Menschen vor mir, die den Park bevölkerten. Familien mit ihren Kindern, Jugendliche, die auf dem Rasen Fußball spielten, die Gruppen der Picknicker, das alles bereitete mir Sorgen, und ich spürte ein leichtes Zittern in den Beinen, während wir mit dem Fahrstuhl unserem Büro entgegenschwebten.
Telefonisch hatte ich schon mit Superintendent Sir James Powell, unserem Chef, gesprochen und ihn stichwortartig eingeweiht. Er war nicht gerade begeistert, dass es schon wieder zur Sache ging, gerade weil wir vor kurzem erst von den Orkney’s zurückgekommen waren.
Wie man es auch drehte und wendete, es sah alles nicht sehr berauschend aus.
Auf dem Flur fing uns Glenda ab. Sie trug Unterlagen, um sie zu fotokopieren.
»Der Chef erwartet euch schon.«
Wir wandten uns in die andere Richtung. Glenda ging ein Stück mit uns.
Wir unterhielten uns, und sie fragte nach der Sache auf den Inseln.
Unsere Antworten fielen nur einsilbig aus. Glenda merkte, dass wir darüber nicht reden wollten und auch keine Lust auf irgendwelche

Scherze hatten, deshalb fragte sie nicht weiter.

Als wir bei Sir James eintraten, ließ er gerade den Telefonhörer sinken. Mit Handschlag begrüßte er uns. Er freute sich, uns wieder gesund zu sehen.

»Dann mal los«, sagte er. »Was hat es da genau gegeben?«

Unser Bericht fiel ziemlich kurz aus. Sir James nickte ein paarmal und meinte dann: »Ich habe bereits einige Erkundigungen eingezogen. Es stimmt in der Tat, dass im Hyde Park ein Liliputaner-Theater gastiert.«

»Was ist das genau?«

»Eine Wanderbühne, John. Die Menschen führen Stücke auf und spicken sie mit artistischen Einlagen.«

»Mehr nicht?«

»Nein.«

Suko hatte sich gegen die getäfelte Wand gelehnt. »Eine ziemlich harmlose Sache, also.«

»Wenn man sie unvoreingenommen betrachtet, bestimmt«, erklärte unser Chef.

»Und wenn nicht?«

»Das ist Ihre Aufgabe.«

Ich kam wieder auf Ed Gurny zu sprechen und auch auf das Motiv. »Sir, ich bin fest davon überzeugt, dass ich Gurny den Anschlag auf mein Leben zu verdanken habe. Dafür gibt es den Beweis. Nur würde mich interessieren, wer meinen Tod bestellt hat.«

Sir James folgerte sehr scharf. »Vielleicht der Ghoul.«

Suko und ich schauten uns an. Auf diesen Gedanken waren wir noch gar nicht gekommen. »Ja«, sagte der Inspektor, »das kann möglich sein. Der Ghoul, sicher.«

»Und wieso?«

»Ganz einfach. Gurny wurde ermordet, weil er versagte. Oder können Sie sich ein anderes Motiv vorstellen?«

»Bisher nicht, Sir.«

»Dann gehen Sie davon aus.«

»Eine alte Rache«, meinte Suko. »Denk an den seltsamen Zylinder und an die Verbindung mit Grimes.«

»Kann auch sein.«

Unser Chef wollte aufgeklärt werden, was ich auch tat.

»Grimes ist zwar tot, aber auch Dämonen haben Erben. – Wenn Sie Unterstützung brauchen, lassen Sie es mich wissen. Leider können wir nicht den gesamten Hyde Park abriegeln.«

»Obwohl das bestimmt besser wäre, Sir.«

»Wem sagen Sie das, John.«

***

Eine Weile war überhaupt nichts zu hören. Die Dunkelheit schien jedes Geräusch zu schlucken. Dann erklang ein widerliches Schmatzen und Schlürfen. In der Finsternis hörte es sich noch schauriger an, als es ohnehin schon war.

Nachdem die Geräusche verstummt waren, wehte eine flüsternde Stimme. »Er ist uns entkommen.«

»Nein, er ist tot.«

»Und unser Bruder auch.«

»Ja, ich spürte es.«

»Es war der Mann mit dem Kreuz.«

Danach schwiegen die Sprecher. Manchmal blubberte etwas. Geräusche, die entstehen, wenn Blasen zerplatzen, unterbrachen die Stille.

»Wir sollten es anders versuchen.«

»Und wie?«

»Selbst in die Hand nehmen.«

»Sind wir denn stark?«

»Natürlich. Uns kann keiner etwas tun.«

»Daran werde ich immer denken.«

»Und wie machen wir es?« fragte ein anderer.

»Sinclair wird unsere Spur bestimmt gefunden haben. Dann kommt er auch. Wir sind ja harmlos…«

»Das denkt er nicht mehr.«

»Dann schicken wir andere vor.«

Die Sprecher lachten. Zwischendurch klatschte es immer wieder, als würden Siruptropfen von der Decke fallen.

»Ja, so und nicht anders müssen wir es machen. Wirklich, das ist am besten.«

»Wunderbar.«

»Aber wir müssen uns beeilen«, zischelte ein anderer. »Ich habe lange nichts mehr bekommen. Eigentlich zu lange…«

»Du wirst zufrieden sein, Bruder.«

»Vor allen Dingen mit Sinclair…«

***

Es gibt eine Straße, die die größte zusammenhängende Grünfläche Londons praktisch in zwei Hälften teilt. Sie trägt den Namen The Ring. Rechts davon liegt, wenn man aus südlicher Richtung schaut, der Hyde Park, links der Straße Kensington Gardens. Nur das große Gewässer mit dem Namen The Serpentine kümmerte sich nicht um die Grenzen, obwohl es auf der Kensington Seite The Long Water genannt wird.

Wir mussten in den rechten Teil, und uns war der Park natürlich bekannt, denn dort hatten wir schon einige Abenteuer erlebt. Nicht

zuletzt dachte ich an die Hexe vom Hyde Park, die uns damals einigen Kummer bereitet hatte.

Das war Vergangenheit. Wir konnten uns auf die Zukunft konzentrieren. Über London lag zwar kein strahlender Sonnenschein, dennoch konnte man die Temperaturen ertragen, und der graue Himmel störte auch keinen der zahlreichen Besucher innerhalb des Parks.

Die Familien hatten es sich bequem gemacht, lagen oder spielten auf dem Rasen, musizierten, grillten oder lagen nur da und hörten Musik aus Walkmen.

Suko und ich hatten den Bentley an der Nordostecke auf dem großen Parkplatz abgestellt. Nicht weit davon befand sich Speaker's Corner, diese weltberühmte Sprecherecke, wo jeder seine Meinung über die Regierung, Gott und die Welt sagen kann.

Wo sich das Theater genau befand, wussten wir nicht. Es gab einige bestimmte Standplätze, wo man Darbietungen dieser Art durchführte. Die steuerten wir zuerst an.

Beim ersten sahen wir nichts. Der Platz lag leer. Hin und wieder wehte der Wind einige Papierfetzen vorbei. Kinder spielten in der Nähe Fußball. Eine hohe Buschhecke verschlang den Weg, den wir gehen mussten.

Überall blühte und grünte es. Mir kam der Park in diesem Fall tatsächlich wie eine grüne Lunge innerhalb des Londoner Trubels vor.

Leider waren wir nicht gekommen, um uns zu vergnügen, es wartete harte Arbeit.

Da sich der Nachmittag bereits dem Ende zuneigte, verließen zahlreiche Besucher das Gelände. Andere wiederum kamen. Das waren die Jugendlichen, die sich den Park als abendlichen Treffpunkt ausgesucht hatten. Sie fuhren mit Rädern, Mopeds oder schweren Maschinen an, um sich zu unterhalten oder Pläne zu schmieden.

Es hatte schon oft Auseinandersetzungen zwischen rivalisierten Gruppen gegeben. Wir hofften, dass wir an diesem Abend Ruhe vor ihnen hatten.

Sehr weit brauchten wir nicht mehr zu gehen. Außerdem gaben die Liliputaner auch eine Abendvorstellung, die wir uns anschauen wollten. Da hatte sich Sir James schon erkundigt.

Es war noch nicht dunkel. Der Himmel lag wie ein graues Tuch über uns. Bald würde er den Park mit dem Teppich der Finsternis überdecken. Auf einer Wiese, die von dichten Büschen eingerahmt war, brannte ein kleines Feuer.

Wir hörten Stimmen und entnahmen den Gesprächen, dass dort gegrillt wurde.

Nichts deutete auf eine Gefahr hin…

Der Weg wurde breiter, kreuzte sich mit einem anderen, auf dem ein

Mann stand und Anstecknadeln verkaufte. Ein Park-Original.

Bärtig, mit Schlapphut und uralter Kleidung.

Ich kaufte eine Nadel.

»Sie wird Ihnen stehen, Sir. In der Dunkelheit leuchtet sie. Dann kann Sie Ihre Freundin immer sehen.«

»Ich wollte mir eigentlich eine Theateraufführung ansehen.«

»Dann müssen Sie sich beeilen.« Der Verkäufer schaute sich um.

»Ich meine die Liliputaner.«

»Ach die. Ja, die spielen noch am Abend. Ein komisches Völkchen.«

»Wieso?«

»Ich bin mal zwischen den Vorstellungen zu ihnen gegangen, um mit den Leuten zu reden. Nichts zu machen, Mister. Die schauten mich an, als wollten sie mich fressen.« Der Mann schüttelte sich.

Da hatte er vielleicht gar nicht so unrecht, dachte ich. Hütete mich jedoch, etwas in dieser Richtung verlauten zu lassen.

»Und wie kommen wir hin?« fragte Suko.

»Das ist ganz einfach. Gehen Sie immer nur diesen Weg entlang. Bis zu einem Denkmal. Es zeigt einen knienden Mann. Dann wenden Sie sich nach links. Da sehen Sie die Bühne schon.«

»Danke sehr.«

»Und viel Spaß noch.«

»Werden wir haben.«

Das Denkmal war schnell gefunden. Und auch der Weg, der uns zum Ziel bringen sollte.

Wir sahen eine Lichtinsel. Man hatte in die Bäume Scheinwerfer montiert, die ihre breiten Strahlen auf die Bühne warfen.

Sie gehörte zu einem Wagen und nahm dessen gesamte Vorderfront ein. Noch war die Bühne leer. Die Lichtkegel verloren sich auf einem zugezogenen, dunklen Vorhang.

Vor dem Wagen standen vier Stuhlreihen. Die Sitzplätze. Kamen mehr Zuschauer, mussten die anderen stehenbleiben.

Neben dem Wagen befand sich ein Kassenhäuschen. Es war innen beleuchtet.

Wir steuerten das Häuschen an. Eine Frau hockte darin. Von ihr sahen wir nur mehr den Kopf. Einen großen Schädel mit grauem Lockenhaar. Er kam mir vor wie der einer Puppe.

»Sie wünschen?«

»Zwei Karten für die Abendvorstellung.«

»Sie beginnt in einer halben Stunde.«

»Das wissen wir«, sagte ich lächelnd. »So bekommen wir wenigstens die besten Plätze.«

»Da haben Sie recht.« Die Frau riss die Karten ab, wir bezahlten den Preis.

»Sagen Sie mal, wer ist eigentlich der Chef von dem Laden?« fragte

ich.
Misstrauen stahl sich in ihr faltiges Gesicht. »Weshalb wollen Sie das wissen?«
Die Ausrede fiel Suko ein. »Wir sind von der Presse und haben auch Beziehungen zum Fernsehen. Wenn uns die Schau gefällt, kann es sein, dass wir Sie weiterempfehlen.«
»Das wäre nett.«
»Dann sagen Sie uns den Namen des Besitzers.«
»Er heißt Semec!«
»Jugoslawe?«
»Seine Vorfahren stammten aus der Gegend um Belgrad. Fast alle heißen hier Semec. Sein Vorname ist Jossip.«
»Danke sehr.«
»Soll ich ihn rufen lassen?« Die Frau steckte ihren Kopf aus dem kleinen Fenster.
»Nein, nicht. Wenn wir etwas mit ihm besprechen, nach der Vorstellung. Dann ist mehr Zeit.«
»Das stimmt.«
»Jossip Semec«, murmelte ich, als wir weit genug entfernt waren.
»Hast du den Namen schon gehört?«
Suko schüttelte den Kopf. »Der ist mir noch nie untergekommen.«
»Mir auch nicht.«
»Und der wollte dich killen lassen?«
»So sah es jedenfalls aus. Vielleicht auch einer seiner Brüder. Möglicherweise haben wir es mit einer ganzen Ghoul-Familie zu tun.«
»Der wir jetzt einen Besuch abstatten könnten.«
Dafür war ich auch.
Hinter dem als Bühne umfunktionierten Wagen schraubten sich hohe Laubbäume in den dunkler werdenden Himmel. Sie breiteten ihre Zweige aus, so dass diese ein schützendes Dach über den Dächern der abgestellten Wohnwagen bilden konnten.
Wir zählten schnell nach und kamen auf die Zahl fünf. Zwei waren völlig dunkel, auch von außen, in den drei anderen brannte Licht. Um das Areal der abgestellten Wagen waren Seile gespannt worden, die Besucher davon abhalten sollten, das Gelände zu betreten.
Wir blieben so dicht an der Begrenzung stehen, dass uns das Seil berührte. Die Wagen waren im offenen Karree aufgebaut worden.
Menschen sahen wir keine. Der Raum zwischen den Wagen wirkte tatsächlich wie eine öde Insel.
»Wenn wir mit Ihnen reden wollen, müssen wir die Trennung übersteigen«, sagte Suko. »Daran geht kein Weg vorbei.«
Der Meinung war ich ebenfalls. Es war nicht ungesetzlich, was wir taten. Der Hyde Park gehörte den Leuten schließlich nicht.
Wir flankten hinüber. Kaum standen wir mit beiden Beinen auf dem

Boden, als wir ein uns bekanntes Hecheln hörten.

Eine gewaltige Dogge stand da.

Wir spritzten nach zwei verschiedenen Seiten hin weg, als sich der Hund abstieß. Er musste sich für einen von uns beiden entscheiden und tat dies für Suko.

Mein Freund ließ ihn kommen.

Dann schlug er zu.

So schnell, wie er seine Handkanten bewegte, konnte ich kaum schauen. Sie sausten nach unten wie die Schlagstöcke eines Drummers. Ich hörte das Klatschen, ein Knacken und auch ein Heulen.

Dann fiel der Hund, während Suko zurücktaumelte. »Das Biest ist ja lebensgefährlich.«

Die Dogge lag am Boden. Der Inspektor hatte genau gewusst, wohin er schlagen musste. Getötet worden war der Hund nicht. Er lag mit geöffneter Schnauze da und hechelte. Seine Zähne blitzten in einem hellen Weiß, die Zunge schlug breit hervor.

»Yandor, Yandor!« hörten wir eine tiefe Männerstimme hinter uns.

Wir fuhren herum.

Die Tür eines Wohnwagens stand offen. Auf der kleinen Holztreppe sahen wir einen Liliputaner stehen, der zu uns hinüberstarrte. »Was haben Sie mit ihm gemacht?« fragte er.

»Wir wehrten uns nur«, erklärte ich.

Er verließ die Treppe. Erst jetzt sah ich, dass er rechts und links zwei Eimer trug. Sie waren gefüllt. Er hatte schwer zu tragen. Als er nahe genug heran war, entdeckten wir, dass es in den Eimern dampfte.

Ich zuckte zurück, denn ich hatte einen mir bekannten Geruch wahrgenommen.

So roch nur Blut!

Trug der Kerl vielleicht zwei Eimer mit dampfendem Blut mit sich herum?

Ich rechnete mit allem. Wir ließen ihn auch in Ruhe, als er noch einige Male den Namen des Hundes rief, neben dem am Boden liegenden Tier stehenblieb, die Eimer absetzte und in die Knie ging.

»Er ist nicht tot«, sagte Suko.

Ich schaute mittlerweile in die Eimer. Da schwamm Blut, aber auch etwas anderes. Fleischstücke. Hatten die Liliputaner vielleicht auch Tiere zu versorgen – oder…

»Aber er wird nicht mehr wie früher!« Der Liliputaner unterbrach meine Gedanken. »Sie haben ihn geschlagen.«

»Weil er mich angriff.«

»Nun ist etwas gebrochen!« Der kleine Mann kam hoch, drohte Suko mit der Faust und ließ eine Schimpfkanonade ab, die in einer fremden Sprache über den Platz schallte.

»Nun halten Sie mal die Luft an!« mischte ich mich ein und deutete

auf die Eimer. »Was tragen Sie denn da?«

»Das geht Sie nichts an!« schrie der kleine Mann. Er trug nur ein Hemd und eine Hose. Das Haar hing ihm wirr in die Stirn.

Sein Schimpfen war natürlich nicht ungehört geblieben. Ich bemerkte, wie eine Tür geöffnet wurde. Ein Mann erschien. Er war nicht größer als der mit dem Eimer, doch anders angezogen.

Sein kleiner Anzug, wie ein Smoking geschnitten, strahlte weiß.

Auf seinem Kopf saß ein ebenfalls weißer Zylinder. So einen hatte auch der von mir erledigte Ghoul getragen. Nur eben in einer anderen Farbe.

Er schlenderte auf uns zu, während aus den anderen Wohnwagen ebenfalls Menschen schauten.

Der Mann hatte sich eingepudert oder parfümiert. Nein, es war Schminke, die so roch. Wahrscheinlich hatte er sich bereits für den Auftritt vorbereitet.

Von der Seite her und außerhalb des Areals näherten sich einige Zuschauer. Sie waren durch die Schreierei aufmerksam geworden.

Wir schauten uns an. Ich hielt dabei den Kopf gesenkt und konnte in das runde Gesicht mit den dunklen Augen sehen. Das Alter des Mannes war nur schwer zu schätzen. Um das zu können, musste man wohl schon selbst zu dieser Minderheit der Liliputaner gehören.

»Das haben Sie gemacht mit dem Hund?«

»Ja, er war es. Ja, er!« schrie der Mann mit den Eimern, deutete dabei auf Suko.

Der Blick des Weißgekleideten wechselte. »Stimmt das?«

»Genau.«

»Und weshalb?«

»Er griff uns an.«

»Was hatten Sie hier auf dem abgesperrten Gelände zu suchen?«

»Moment!« mischte ich mich ein. »Nicht so voreilig, mein Lieber. Erstens dürfen Sie sich nicht das Recht herausnehmen, willkürlich etwas abzusperren, und zweitens sind wir Polizeibeamte.«

Der Mann ging einen Schritt zurück.

Ich hatte ihn überrascht, und ich erkundigte mich, ob er Jossip Semec wäre?

»Das bin ich.«

»Dann sind wir richtig.«

»Was wollen Sie von mir?«

»Mit Ihnen reden.«

Er schaute mich lauernd an, blickte danach auf seine Uhr und sprach von der Vorstellung.

»Es wird vielleicht nicht lange dauern«, baute Suko ihm eine Brücke, über die er auch ging.

»Gut, gehen wir in meinen Wagen. Da können wir dann sprechen.« Er

drehte sich abgezirkelt um und schritt vor. Um den Hund kümmerte er sich nicht mehr.

Uns blieb nichts anderes übrig, als ihm zu folgen. Es sah seltsam aus, wie der kleine Mensch den Weg zum Wohnwagen schritt. Er ging ›hochaufgerichtet‹, hatte den Rücken durchgedrückt und zeigte einen regelrecht stolzen Schritt.

Ich sah auch keinen Grund zu lachen. Es kommt nicht auf die äußerliche Größe eines Menschen an, sondern auf die innere. Hoffentlich besaß Semec die auch.

Der Wohnwagen war normal hoch. Dennoch mussten wir uns bücken, als wir einstiegen.

Suko, der als letzter ging, wurde angewiesen, die Tür zu schließen.

Das tat er auch.

Der Wagen war eng. Plüsch und Kitsch reichten sich die Hand.

Das begann bei dem alten Tisch, wurde durch das Sofa fortgesetzt und ging weiter bis zu den Figuren, die überall herumstanden und uns aus großen, leeren Augen anglotzten.

Das Licht gab soviel Schein, dass eine Hälfte des Wagens ausgeleuchtet wurde.

Der Liliputaner behielt seinen Hut auf. Die Luft war mies. Es roch nach Schminke und Parfüm. So intensiv hatte ich den Geruch selten wahrgenommen. Ich bekam den Verdacht, dass Semec damit etwas überdecken wollte.

»Nehmen Sie etwas zu trinken?«

»Nein, danke.«

Semec nickte. Er hatte sich in einen normal großen Sessel gesetzt und verschwand fast darin. Sein breiter geschminkter Mund war zu einem abwartenden Lächeln verzogen, die Augen blickten kalt, auf gewisse Art und Weise auch staunend.

»Sie haben den Hund verletzt. Das hätte nicht zu sein brauchen«, warf er uns vor.

Ich winkte ab. »Deswegen sind wir nicht gekommen. Uns geht es um etwas anderes.«

»Um was?«

»Vermissen Sie keinen?«

»Wie meinen Sie das?« Semec schlug ein Bein über das andere und schaute mich fragend an.

»Ich glaube zu wissen, dass ein Mitglied Ihrer Truppe nicht mehr unter den Lebenden weilt.«

Der Liliputaner bekam große Augen. »Was sagen Sie da? Einer meiner Leute oder Brüder soll tot sein?«

»Ja.«

»Wie kam er um?«

»Durch einen Pistolenschuss. Eine geweihte Silberkugel brachte ihn

zur Strecke.«

Semec begann zu lachen und schüttelte seinen im Verhältnis zum Körper übergroßen Schädel. »Das glaube ich Ihnen nicht, Mister…«

Ich sagte meinen Namen und fügte den meines Freundes auch hinzu.

»Sehen Sie, Mr. Sinclair.« Er beugte sich vor. »Es gibt zwar nicht viele Liliputaner hier in London, doch einige. Das weiß ich genau. Wir sind außerdem nicht die einzige Sippe und stammen nicht einmal von hier, sondern vom Balkan. Wir befinden uns nur auf einer Reise oder auf einer Flucht, denn niemand will uns haben. Da teilen wir das Schicksal mit den Zigeunern, wenn Sie verstehen.«

»Klar, ich verstehe schon.«

»Ich meine.« Er schaute wieder auf seine Uhr. »Dass Sie bei mir an der falschen Adresse sind. Suchen Sie woanders, nicht hier. Oder sagen Sie mir den Namen des Toten.«

»Den weiß ich leider nicht. Er trug keine Papiere bei sich.«

»Sehen Sie. Dann ist es doch Unsinn, wenn Sie nicht auch noch woanders nachfragen.«

»Gurny wies uns auf diese Spur hin.«

»Wer ist das?«

Obwohl der kleine Mann die Frage stellte, wusste ich genau, dass er log. Es war ein Gefühl, ein Strom, der mich traf, mehr konnte ich auch nicht fühlen.

Semec schüttelte seinen Kopf. »Nein, nein, Sir, Sie sind hier falsch. Wirklich. Außerdem müssen Sie mich entschuldigen, weil die Vorstellung beginnt. Wollen Sie sich unsere Leistungen anschauen?«

»Wir haben bereits Karten.«

»Dann kommen Sie mit.«

»Eigentlich wollte ich noch mit Ihnen reden. Und auch mit Ihren Brüdern und Angestellten.«

Der kleine Mann stand auf und verdrehte die Augen. »Es geht wirklich nicht Sir, aber ich darf Ihnen vielleicht einen Vorschlag machen. Bleiben Sie hier im Wagen. Ich werde Ihnen meine Brüder der Reihe nach hinschicken. Dann können Sie Ihre Fragen stellen. Ihr Kollege kann sich ja die Vorstellung ansehen – oder?«

Der Vorschlag riss mich zwar nicht vom Hocker, er war jedoch nicht so schlecht, wie er sich zunächst anhörte.

»Was meinst du, Suko?«

»Einverstanden.«

Semec nickte. »Das freut mich sehr. Wir sind bekannt für unsere Gastfreundschaft. Ihnen wird es an nichts mangeln. Meine Tochter möchte Ihnen sicherlich Gesellschaft leisten.« Bevor ich noch etwas erwidern konnte, öffnete er schon die Tür und rief den Namen Monica.

»Ich komme.«

Die Mädchenstimme klang hell. Wenig später begann ich zu staunen, denn das blutjunge, aber schon voll entwickelte Mädchen mit den blauschwarzen Haaren besaß die normale Größe. Sie hatte ein rundes Gesicht, das von zwei Zöpfen eingerahmt wurde. Der grüne Rock reichte bis über die Waden, und die weiße Bluse war bauchig geschnitten.

»Das ist Ihre Tochter?« fragte ich.

Semec lächelte und legte seine Hand in die ihre. »Nicht direkt, Sir. Sie ist meine Ziehtochter. Ich habe sie aus einem Waisenhaus in Belgrad geholt. Sie ist unentbehrlich für uns geworden. Der gute Geist hinter den Kulissen. Eine wirklich perfekte Schneiderin, die alles flickt und repariert, was wir an Kostümen benötigen. Nicht wahr, Monica?«

»Ja, mein Vater!«

»Ich habe beschlossen, dass du dem Herrn Gesellschaft leisten wirst. Unterhalte dich nett mit ihm.«

»Gern, Vater.« Sie lächelte und reichte mir ihre Hand, die ich nahm. Sehr kühl fühlte sie sich an.

»Dann kann ich ja mitgehen«, sagte Suko. Seine Stimme hörte sich ein wenig brummig an. Grossen Spaß schien ihm Semecs Vorschlag nicht bereitet zu haben.

»Dem steht nichts im Wege, Alter.«

Die Männer verließen den Wohnwagen. Semec drückte noch die Tür zu. Ich war mit Monica allein…

***

Kaum hatten die beiden den Wagen verlassen, als der Hundebesitzer auf sie zukam, zu lamentieren anfing und anklagend auf Suko deutete.

»Was ist los?« fragte der Chinese.

»Sie haben ihm einen Knochen gebrochen.«

»Es tut mir leid, er griff mich an.«

Jossip Semec schlug Suko gegen die Hüfte. »Schon gut, vergessen wir die Sache. Wenn Sie unser Spiel interessiert, würde ich sagen, dass Sie sich nicht zu den Zuschauern setzen, sondern hinter der Bühne bleiben. Dort können Sie alles hautnah miterleben und vielleicht die eine oder andere Frage stellen. Als Polizist sind Sie dazu doch in der Lage.«

»Wenn Sie meinen.«

»Gut, mein Lieber, kommen Sie.«

Suko wusste nicht, wie er diesen Mann einordnen sollte. Der passte in keine Schublade. Er war auf eine gewisse Art und Weise beinahe widerlich freundlich, und so etwas hatte Suko nicht gern. Er wurde ferner das Gefühl nicht los, dass der andere ihn nur von wesentlichen Dingen ablenken wollte.

Obwohl sie zu zweit gewesen waren, hatte es Semec verstanden, die

Fäden zu ziehen wie ein perfekter Regisseur. Das mochte Suko überhaupt nicht.

Andererseits war er nicht der Typ, der sich dagegen zur Wehr setzte. Dieses Camp, wie er es nannte, barg ein Geheimnis, und dem wollte er auf die Schliche kommen.

Sie hatten den großen Wohnwagen mit der Bühne erreicht. Er war nicht nur länger als die anderen, sondern auch breiter. Die hintere Tür stand offen. Zu ihr führte eine Treppe aus Holz hoch.

Es begann, dämmrig zu werden. Lichtschein fiel auf die Holztreppe. Zwischen den Wagen hüpften und tanzten die Mitglieder der Truppe. Sie machten sich gewissermaßen warm.

Suko wunderte sich darüber, wie gelenkig die kleinen Leute waren. Aus dem Stand sprangen sie in die Höhe, schlugen Salti, kamen wieder auf die Füße oder sprangen sich gegenseitig auf die Schultern. Es waren nur Männer darunter, das wunderte Suko, und er fragte nach den Frauen.

»Sie spielen innerhalb des Theaterstücks mit!« lautete die Antwort.

»Wir machen ja beides. Artistik und Kunst.«

»Ach so.«

Über die Stufen der Treppe betraten sie den Wohnwagen. Unter der Decke brannten nackte Glühbirnen. Es gab sogar einen abgeteilten Gang mit Nischen und kleinen Kabinen, wo Spiegel hingen und man sich schminken konnte.

Jeder Spiegel besaß auch eine Lampe.

Bis dicht an den Vorhang traten sie. Semec hatte genau die Stelle genommen, durch die er sehen konnte, ob sich die Sitzreihen gefüllt hatten.

Er brauchte sich nicht einmal zu bücken.

»Ja!« flüsterte er, »es ist voll. Wollen Sie schauen, Inspektor?«

»Lassen Sie mal. Wenn Sie das sagen, reicht es.«

Jossip Semec lachte. »Misstrauisch?«

»Ein wenig.«

»Ach, Inspektor, das können Sie vergessen. Kommen Sie, ich zeige Ihnen Ihren Platz. Es ist einer der besten. Auf ihm sitze ich oft, wenn ich während der Vorstellung nichts zu tun habe.«

Sie schritten den Gang bis zu seinem Ende durch und gingen dabei parallel zum Vorhang. An seinem Ende lief er in einer kleinen Rechtsrundung aus.

Hier befand sich auch die Öffnung, durch die Suko schlüpfen konnte. Semec hielt sie ihm auf.

Es war fast stockfinster dahinter. Suko konnte nichts sehen und holte seine Bleistiftleuchte hervor.

Der Strahl fiel auf einen Stuhl.

»Da können Sie sich setzen«, erklärte Semec. »Sie werden besser

sehen, wenn das Stück beginnt. Bleiben Sie zuvor noch im Dunkeln. Es dauert nur mehr eine halbe Minute. Viel Spaß!«

Semec zog sich zurück und ließ den Chinesen allein.

Es passte Suko nicht, in der Dunkelheit zu hocken. Sehr lange brauchte er dies auch nicht, denn er hörte ein schleifendes Geräusch, und im nächsten Augenblick schwang der Vorhang zur Seite.

Unwillkürlich wurde Suko an das Vampir-Theater erinnert, das er in Hongkong kennengelernt hatte, doch hier gab es keine Vampire, höchstens Ghouls und einen Mann, der sich ebenso zu bewegen verstand, wie ein Ansager in Las Vegas.

Es war Semec!

Voll fiel das Licht eines Scheinwerfers auf ihn. Beide Arme hob er in die Höhe, nahm den dünn klingenden Beifall der Zuschauer entgegen und schien die vereinzelten Pfiffe zu überhören.

Suko saß in einer schmalen Gasse. In einem richtigen Theater nannte man so etwas Inspizientengasse. Von der Seite her konnte Suko auf die Bühne blicken, und er sah, wie der Ansager Semec anfing zu tanzen. Er steppte wie Fred Astaire in seinen besten Zeiten.

Sogar Suko wurde von dieser Darbietung abgelenkt.

In den Stepptanz hinein folgten die anderen. Aus dem Dunkel tauchten sie auf. In der Höhe hatten sie gewartet. Jetzt hüpften sie wie Gummibälle über die Bühne, überschlugen sich, drehten Salti und bildeten in ihrer farbigen Kleidung ein schillerndes, buntes Bild.

Was die Liliputaner da boten, war nicht schlecht, das musste auch Suko zugeben. Bisher war alles harmlos verlaufen, nichts störte ihn, nur eine Kleinigkeit.

Der Geruch!

Auf einmal war er da.

Modrig, faulig, nach Leichen, Friedhof und Verwestem riechend.

Suko saß sofort starr. Er konnte sich nicht vorstellen, woher dieser Geruch kam. Nicht einmal aus einer bestimmten Richtung, sondern von allen Seiten wehte er ihm entgegen.

Da stimmte etwas nicht…

Suko hielt den Atem an. Er spürte ein seltsam steifes Ziehen im Nacken. Eine Art von Warnung, denn er wurde einfach das Gefühl nicht los, in einer Falle zu hocken.

Nach wie vor wirbelten die Artisten über die Bühne. Der Bretterboden vibrierte und dröhnte unter ihren Schritten und Aufprallen, wenn sie von oben herunterfielen.

Eine wirkliche Ablenkung für den Zuschauer.

Für Suko nicht. Er ahnte plötzlich, wie der Hase laufen sollte. Man wollte ihn ablenken, um ihn in Ruhe angreifen zu können. Vielleicht sogar umzubringen.

Der Inspektor stand auf, von der Bühne her fiel auch Restlicht in

seine Kammer. Er schaute jetzt nicht mehr zur Fläche hin, sondern auf den zuvor hinter ihm gewesenen Vorhang.

Und der bewegte sich. Ob durch Menschenhand oder von einem Windzug verursacht, dies konnte Suko nicht sagen. Jedenfalls wollte er Gewissheit haben und griff zu einem Trick.

Er packte den Stuhl, auf dem er noch vor, einigen Sekunden gesessen hatte, hob ihn hoch und rammte ihn kurz entschlossen vor.

Genau auf die Mitte des Vorhangs zu.

Die vier Beine hatten den Stoff noch nicht berührt, als etwas aus dem Schlitz wischte.

Lang, glänzend – eine Messerklinge!

Die hätte Suko voll in den Rücken oder Magen getroffen, so aber stach sie genau in die untere Seite der Sitzfläche. Umfasst wurde der Messergriff von einer teigigen, auch etwas schleimig aussehenden Hand.

Suko wusste Bescheid.

Hinter dem Vorhang lauerte ein Ghoul, der leichte Schwierigkeiten bekam, das Messer wieder aus der Stuhlfläche zu ziehen. Suko gab ihm auch keine Hilfe.

Im Gegenteil.

Er rammte den Stuhl vor, traf den Vorhang und dahinter etwas Weiches. Dann ließ er den Stuhl los, öffnete den Schlitz und schlüpfte hindurch.

Suko hatte den Ghoul erwischt, der sich am Boden wälzte. Eine aufgequollene, dicke Masse. Halb Mensch, halb Dämon. Das Gesicht zerlief schon. Schleim hatte sich über die Züge gelegt.

Suko kannte ihn. Es war genau der, dessen Hund der Chinese erwischt hatte. Das Messer hielt der andere noch immer fest. Mit ihm hatte er sich rächen wollen.

Auf der Bühne wirbelten und tanzten die Artisten. Suko hörte sie springen, schreien und lachen. Er dachte daran, dass vielleicht alle Ghouls waren, und bei diesem Gedanken wurde ihm ganz anders…

Tot war der Dämon vor ihm nicht. Er wusste auch, welch ein Gegner da auf ihn und seine Klinge wartete. Er pumpte seine schleimige Masse förmlich in die Höhe und schickte Suko den Geruch von Verwesung und Moder entgegen.

Der Inspektor hätte schießen können. Das wollte er nicht. Ein Schuss wäre aufgefallen, deshalb zog er eine andere Waffe, die er ebenfalls immer bei sich trug.

Die Dämonenpeitsche!

Einmal drehte Suko einen Kreis über den Boden. Drei Riemen rutschten aus der Öffnung. Sie bestanden aus der Haut eines Dämons und besaßen vernichtende Wirkung.

Weiter zur Bühnenmitte hin sah Suko die Gestalten der Artisten und

Schauspieler, wenn sie von den Brettern liefen, um sich vor ihrem neuen Auftritt zu erholen. Keiner der Männer hatte einen Blick für das, was im Hintergrund der Bühne geschah. Alle waren sie mit sich selbst beschäftigt.

Der Ghoul stemmte sich hoch. Er nahm dabei auch das Messer und wollte es nach vorn stoßen.

Suko war die Ruhe selbst, bevor er zielsicher zuschlug. Die drei Riemen konnten die widerliche Masse überhaupt nicht verfehlen.

Sie fächerten noch, bevor sie voll hineinklatschten, sie zerrissen und den sich verwandelnden Ghoul zu einem blubbernden Schrei veranlassten, der sehr schnell verstummte, als die Masse zusammensackte.

Der Inspektor brauchte kein weiteres Mal seine Waffe einzusetzen.

Die Ghoulmasse kristallisierte. Ein Zeichen dafür, dass der Dämon nicht mehr existierte.

Nur mehr ein ekliger Gestank wehte Suko entgegen. Er drehte sich um, nahm den Stuhl an sich und ging wieder zurück in seine kleine Kammer, wo er sich niederließ, als wäre nichts geschehen. Suko hatte dies bewusst getan. Er wollte die Gesichter der anderen sehen, wenn sie ihn entdeckten. Und besonders das von Jossip Semec.

Dass er ihm die Falle gestellt hatte, daran gab es für Suko nichts zu rütteln.

Semec befand sich nicht auf der Bühne. Die Theatergruppe war an der Reihe und hatte die Artisten abgelöst. Suko sah auch Frauen auf den Brettern. Sie hatten in dem Stück dienende Funktionen.

Um was es ging, wusste der Chinese nicht. Es war ihm auch egal, für ihn zählte allein Semec.

Und den sah er nicht.

Dann spürte er den Luftzug an seinem Nacken vorbeistreichen. Jemand hatte hinter ihm den Spalt geöffnet. Suko sprang vom Stuhl hoch und wirbelte herum.

»Habe ich Sie erschreckt?« Semec fragte es.

»Ja.«

»Das wollte ich nicht. Tut mir leid.« Semec drückte sich in die kleine Bude. Wieder roch er stark nach Parfüm und Schminke.

Wahrscheinlich sollte dies den Ghoulgestank übertünchen.

»Bleiben Sie ruhig sitzen«, sagte der Liliputaner. »Das ist mir lieber. Dann sind wir nicht so getrennt. Von der Größe her, wissen Sie.«

»Natürlich.«

Als Suko Platz genommen hatte, deutete Semec auf die Bühne.

»Wie gefällt es Ihnen?«

»Es ist sehr nett.«

»Das sagen die meisten.« Semec nickte. »Wir tun unser Bestes. Nur wird das leider nicht immer honoriert. Es ist schade. Die Menschen

verstehen uns nicht. Sie sind uns feindlich gesonnen. Deshalb müssen wir uns wehren. Das ist doch klar – oder?« Semec schaute Suko an.

»Wenn Sie meinen.«

»Haben Sie Verständnis für uns, Inspektor?«

»Sofern sich Ihre Aktivitäten im Rahmen der Gesetze bewegen, immer.«

»Und wenn sie außerhalb liegen?«

»Sind wir Gegner.«

»Manchmal kann man eben nicht anders«, sagte Semec. »Wenn etwas lange gärt, kocht es irgendwann einmal über und platzt. Aber was erzähle ich Ihnen da. Schauen Sie zu und amüsieren sich.«

Suko wurde das Gefühl nicht los, dass der andere ihn für einen Trottel hielt. Da hatte er im Prinzip auch nichts gegen, doch hier ging es um andere, wichtige Dinge, die Suko nicht mehr vor sich herschieben konnte. Plötzlich hielt er ein Messer in der Hand. Er brachte die Klinge so dicht an die Augen des anderen, dass dieser zusammenzuckte und einen halben Schritt zurückging.

»Wollen Sie mich umbringen, Inspektor?«

»Nein. Ihnen nur die Waffe zeigen.«

»Was soll ich damit?«

»Sie hat dem Mann gehört, dessen Hund ich leider stoppen musste.«

»Was ist mit dem Mann?« fragte Semec.

»Er ist tot!«

Semec erstarrte. »Das haben Sie doch nur gesagt.«

»Nein. Sie können ihn doch sehen. Oder seine kristallinen Reste auf dem Boden. Er war ein Ghoul, ein Dämon. Ich musste ihn erledigen, sonst hätte er mich erwischt.«

Semec war ein guter Schauspieler, das zeigte er in den nächsten Sekunden. Auf seinem Gesicht spiegelte sich eine Skala von Gefühlen wider. Das geschah mit den Zeichen der Überraschung, dann Hass, Hinterlist und ein Versprechen, sich um beides noch zu kümmern.

»Ich muss leider wieder auf die Bühne und das nächste Stück ansagen«, erklärte Semec. »Bleiben Sie nur hier sitzen.«

»Nein.«

»Es wäre aber besser, Inspektor.«

»Wieso?«

»Nicht nur in Ihrem Sinne, sondern auch im Sinn Ihres Kollegen John Sinclair…«

Für einen winzigen Augenblick sah Suko noch das grinsende Gesicht des anderen, dann war dieser verschwunden.

Dem Inspektor schwante Schlimmes…

***

Ich war mit der jungen Frau allein!

Nein, nicht mit einer Frau, mit einem Mädchen, das auf den Namen Monica hörte und mir mit seiner Frisur vorkam wie eine Figur aus der einer Balkan-Operette.

Sie saß auf einem normalen Stuhl. Aus den dunklen Augen blickte sie mich an, der etwas zu breite Mund war zu einem Lächeln verzogen, und die Wangen besaßen einen rosigen Schein. Die Hände hatte sie in den Schoss gelegt. Wäre nicht ihr Blick gewesen, so hätte sie auf mich wie eine schamhafte Jungfer aus vergangenen Tagen gewirkt, aber dieser Blick ließ eher auf das Gegenteil schließen.

Er war auf irgendeine Art und Weise lauernd, wenn nicht berechnend. Ich wurde das Gefühl nicht los, in diesem Mädchen eine Aufpasserin zu haben.

Nachdem Jossip Semec zusammen mit Suko den Wohnwagen verlassen hatte, war zwischen Monica und mir noch kein Wort gesprochen worden. Wir saßen nur da und sahen uns an.

Ich wurde ein wenig unruhig, denn als ich über diesen Zustand nachdachte, kam ich mir überrumpelt vor. Und zwar von Semec.

Er hatte es geschickt verstanden, Suko und mich in die Defensive zu drängen. Wir waren in diesem Spiel Statisten geworden, die wir aber nicht sein wollten.

Deshalb sprach ich das Mädchen an. »Gefällt es Ihnen hier?«

Sie hob die Schultern. »Wie meinen Sie das?«

»Ob es Ihnen bei der Familie Semec gefällt?«

Monica nickte. »Ich bin ihnen sehr dankbar. Sie tun alles für mich. Es sind nette Menschen, auch wenn sie von den angeblich Normalen belächelt und angefeindet werden.«

»Das finde ich auch nicht gut.«

»Aber Sie sind ebenfalls kein Freund der Familie.«

»Woher wollen Sie das wissen?«

»Das spüre ich. Tut mir leid.« Monica hob die breiten Schultern.

»Sie sind gekommen, um uns Böses anzutun.«

»Das würde bei mir voraussetzen, dass man auch mir Böses angetan hat«, erklärte ich.

»Hat man das denn?«

»Vielleicht.«

»Das kann ich nicht glauben. Sie sind…«

»Nein«, unterbrach ich sie. »So nett sind Ihre Freunde nicht. Ist Ihnen nichts aufgefallen?«

»Was denn?«

Ich lächelte. Monica tat sehr naiv, doch ich ließ mich nicht täuschen. Sie war geschickt, sie besaß die Gabe, ihre Naivität in den Vordergrund zu spielen, obwohl sie gar nicht naiv war. Ich glaubte fest daran, dass sie über die herrschenden Verhältnisse informiert war und auch über Ghouls Bescheid wusste.

Nur musste ich sie locken.
»Ist Ihnen der Geruch noch nie aufgefallen?«
»Ein Geruch?«
»Ja, manchmal muss es hier nach Moder und Friedhof riechen.«
Ich vermied den Begriff Leichen bewusst.
Sie begann zu lachen. Es klang mir hell entgegen. »Nein, was Sie sich denken«, sagte sie in ihrer harten Aussprache. »So etwas ist unmöglich. Was sollte ich mit einem Friedhof zu tun haben.«
»Sie nicht. Vielleicht andere.«
»Ich gehe nicht auf Friedhöfe.«
»Dann kennen Sie auch keine Ghouls.«
»Doch, die kenne ich!«
Mit dieser Antwort hatte sie mich überrascht, und ich musste zunächst einmal schlucken. »Sie kennen Ghouls? Woher?«
»Aus der Heimat. Ich habe als Kind gehört, wie sich die Alten unterhielten. Manchmal sprachen sie über Friedhöfe, die verflucht waren. Auf ihnen sollten die Ghouls hausen.«
»Hatten Sie keine Furcht?«
Monica schüttelte den Kopf. »Niemals. Weshalb sollten sie mir etwas antun? Ich bin ja nie auf einen Friedhof gegangen. Ich blieb immer nur für mich. Sehr allein. Bis dann die Liliputaner kamen. Ich freundete mich mit ihnen an. Sie nahmen mich mit.«
»Hat man Sie gehen lassen?«
Monica kicherte verschämt. »Es wurde gar nicht gefragt. Man nahm mich einfach mit.«
So etwas Ähnliches hatte ich mir schon gedacht. Das Gespräch lief nicht so, wie ich es gern gehabt hätte. Ich wurde das Gefühl nicht los, dass man mich hier aufhalten wollte und meinen Freund Suko bewusst von mir getrennt hatte, damit wir beide leichtere Angriffsflächen boten.

***

Im Wagen war es still. Außengeräusche drangen kaum an unsere Ohren. Hin und wieder vernahmen wir dünnen Beifall, auch mal einen Ruf, das war schon alles.
»Mein Ziehvater hat mir gesagt, dass Sie unser Gast sind und ich mich um Sie kümmern soll. Das werde ich auch. Was darf ich Ihnen zu trinken anbieten?«
Ich hatte Durst, lehnte dennoch ab, da ich nicht sicher sein konnte, ob unter Umständen das Getränk vergiftet war. »Nein, danke, ich bin wunschlos glücklich. Außerdem möchte ich nicht mehr lange bleiben und den Wagen verlassen. Schließlich habe ich mir eine Eintrittskarte gekauft. Ich will noch etwas von dem Stück sehen.«
»Die Karte gilt auch an den nächsten Tagen noch«, erklärte Monica.

»Wir werden den Sommer über bleiben. Sie können immer kommen. Oder gefällt Ihnen meine Gesellschaft nicht?« fragte sie fast traurig, während sie gleichzeitig aufstand.

»Die gefällt mir sehr gut…«

»Das freut mich. Und sie wird Ihnen bestimmt bald noch besser gefallen, John Sinclair.«

»Wieso?«

Da lächelte sie, schaute mich aus seltsam glitzernden Augen an und drückte sich an mir vorbei. Sie durchquerte den Wagen und ging dorthin, wo das Licht kaum hinreichte und ein dunkler Vorhang die Breite des Wagens trennte. Sie blieb dort stehen, schob den Vorhang ein Stück zur Seite und drehte sich um, wobei sie mich anschaute. »Warten Sie einen Augenblick. Es dauert wirklich nicht lange.«

Ich gab keine akustische Antwort und hob nur die Schultern. Der Vorhang fiel zu. Damit verschwand auch das Mädchen.

Ich konnte immer wieder nur darüber nachdenken, in welch einer verrückten Lage ich mich befand. Da saß ich mit einem jungen Mädchen allein in einem Wohnwagen und ließ mich tatsächlich von dieser Person aufhalten. Monica hatte nie fordernd gesprochen, stets sehr weich und sanft, aber gerade diese Sanftheit war es gewesen, die mich auf eine gewisse Art und Weise eingeschläfert hatte.

Ich nahm auch keine Gefahr wahr. Kein Ghoulgeruch durchzog den Wagen, nichts war da, das mich störte, nur eben die Tatsache meiner Inaktivität.

Das musste sich ändern.

Mochte diese Monica auch noch so nett sein, ich hatte hier nichts mehr zu suchen. Und Antworten, die mich weitergebracht hätten, hatte ich von ihr auch nicht bekommen. Es war wirklich besser, wenn ich mich heimlich und ohne Gruß empfahl.

Ich stand auf.

Bis zur Tür war es nicht weit. Nur zwei große Schritte. Eine lächerliche Entfernung, die ich leicht überbrücken konnte, doch Monica schien geahnt zu haben, was ich vorhatte. Vielleicht hatte sie auch durch einen Vorhangspalt schauen können, jedenfalls ließ sie mich nicht bis zur Tür kommen.

»Wollen Sie schon gehen?«

Die plötzliche Frage erschreckte mich. Gleichzeitig kam ich mir irgendwie ertappt vor, blieb stehen und drehte mich um.

»Ja, ich…«

»Bitte, ich möchte Ihnen noch etwas zeigen.« Ihre Stimme klang bettelnd.

Tief atmete ich ein. Das ging mir wirklich gegen den Strich. Möglicherweise hatte sie es sich wirklich anders überlegt und wollte mir einen Tipp geben, aus diesem Grunde ging ich zurück.

Ich hatte etwa die Hälfte der Strecke hinter mich gebracht, als hinter dem Vorhang eine Lampe angeknipst wurde. Der Schein füllte den Raum dort aus. Das Mädchen oder die junge Frau sah ich als Schattenriss, der sich auf dem Vorhang abzeichnete.

Für einen Moment stutzte ich. Der Schatten war mir einfach zu glatt. Er hätte anders aussehen müssen.

Ich ging weiter und, spürte, dass sich etwas verändert hatte. Da war eine andere Atmosphäre entstanden, und als ich den Vorhang erreichte, zog ich ihn mit einem Ruck zur Seite.

Dahinter befand sich ein Bett. Es war leer. Monica stand neben der Liegestatt.

Sie war nackt!

Ich schluckte. Jetzt wusste ich auch, weshalb mich der Schatten so irritiert hatte. Wäre sie angezogen gewesen, hätte sie anders aussehen müssen. Nicht so schlank, da sie einen weiten langen Rock getragen hatte. Und nun präsentierte sie sich so, wie der Herrgott sie geschaffen hatte. Die Kleidung lag vor ihren Füssen.

Ich ließ automatisch meinen Blick über ihren Körper wandern. Sie war noch jung, doch gut entwickelt. Einen sehr fraulichen Körper besaß sie. Mit einem schweren schwingenden Busen, auf dem sich die dunklen Brustwarzen deutlich abmalten. Ihr Bauch war flach, die Schenkel vielleicht ein wenig zu dick. Das Haar hatte sie gelöst.

Es fiel lang bis auf die Schultern und noch weiter.

Sie streckte die Arme aus. »Es ist alles bereit«, flüsterte sie. »Mein Vater hat gesagt, dass ich mich um den Gast kümmern soll, und das werde ich auch.«

Ich schüttelte den Kopf. »Was soll das?«

»Weißt du das nicht?« Sie schaute mich mit einem Blick an, der mir unter die Haut ging.

»Okay, ich kann es mir denken, aber es ist wohl nicht der richtige Augenblick dazu. Außerdem kennen wir uns nicht.«

»Was spielt das für eine Rolle?«

»Für mich schon«, erwiderte ich. »Vielleicht denke ich da ein wenig altmodisch, zudem möchte ich nicht ein so junges Mädchen wie…«

»Ich bin nicht mehr unschuldig.«

»Das habe ich damit nicht sagen wollen.« Ich lächelte. »Seien Sie mir bitte nicht böse, wenn ich trotzdem gehe.«

»Du nimmst meine Einladung nicht an?«

»Nein, das kann ich nicht.«

»Du bist kein Mann.« Sie reckte sich. Ihre Hände streichelten die Hüften und fuhren höher, um die beiden Brüste auf die Handteller zu legen. »Da, sieh, was ich dir biete. Du wirst nicht gehen. Das kannst du nicht. Andere…«

»Ich gehe trotzdem, Monica. Ziehen Sie sich wieder an. Es ist

wirklich besser.«

Sie versuchte es mit allen Tricks. Ich gab ehrlich zu, dass mich ihre Nacktheit nicht unbeeindruckt ließ, aber ich dachte an die Ghouls und automatisch daran, dass Monica zu einem Lockvogel gemacht worden war. Etwas anderes konnte ich mir nicht vorstellen. Sie hatte bestimmt genaue Instruktionen bekommen.

»Du willst wirklich nicht?« fragte sie.

»Nein. Tut mir leid.« Ich hob die Schultern und drehte mich ab, um zu gehen.

Hinter mir hörte ich sie. Etwas raschelte. Wahrscheinlich die Kleidung. Dann wurde der Vorhang noch ein Stück aufgezogen. Monica wollte mir folgen.

Ich drehte mich um.

Noch immer war sie nackt. Sie wollte nicht aufgeben, denn sie hielt den rechten Arm ausgestreckt.

Etwas schaute aus ihrer Faust.

Und damit schlug sie zu.

Diesmal erwischte sie mich. Es war ein Hieb, der mich zwischen Schulter und Ohr traf. Nicht einmal fest geschlagen, aber die Waffe war es, die mich fertigmachte. Es gibt diese batteriebetriebenen Elektroschockstäbe, die auch von manchen Sondereinheiten der Polizei benutzt werden. Damit zwang sie mich nieder.

Ich versuchte noch, mich auf den Beinen zu halten. Es klappte nicht. Die Kraft des Elektrogeräts war einfach zu groß. Ich hatte das Gefühl, von unzähligen Ameisen durchkribbelt zu werden. Mein Blutkreislauf war außer Kontrolle geraten. Er raste wie wahnsinnig, und das nackte Mädchen vor meinen Augen begann zu tanzen.

Ich fiel auf die Knie.

Da traf mich der nächste Hieb.

Diesmal erwischte es mich an der Schulter. Ich stöhnte auf, kippte nach vorn und breitete die Arme aus. Ich fiel gegen die Beine der Nackten, die langsam zurückging und ein hämisches Lachen ausstieß.

Es war mir nicht möglich, mich auf den Knien zu halten. Wie eine Puppe fiel ich nach vorn und schlug zu Boden.

Bewusstlos wurde ich nicht. Nur hatte es dieser Elektroschock geschafft, mich bewegungsunfähig zu machen.

Und Monica erwachte zu einer nahezu fieberhaften Aktivität…

***

Schon wieder fühlte sich der Inspektor überrumpelt. Semec hatte es tatsächlich geschafft und war verschwunden. Suko saß wieder allein in der Kammer.

Er starrte auf die Bühne, dachte über die letzten Worte des Liliputaners nach und kam zu der Überzeugung, dass man ihn und

wahrscheinlich auch John Sinclair reingelegt hatte. Sie waren zu Figuren in diesem vertrackten Spiel degradiert worden. Wenn sie nicht zu irgendeiner Gegeninitiative ansetzten, würden sie immer Figuren bleiben.

So sah es aus.

Auf der Bühne verbeugten sich die Akteure des letzten kleinen Schauspiel-Intermezzos. Sie nahmen den Beifall gern entgegen, lächelten, liefen zurück, kamen wieder vor und durch ihre Reihen schob sich plötzlich Jossip Semec.

Suko war schon aufgestanden. Er hatte den Mann verfolgen wollen. Semec war ihm zuvorgekommen. Jetzt stand er vor seinem Publikum, hielt einen Stock in der Hand, zog mit der anderen seinen weißen Zylinder und verbeugte sich.

Die Schauspieler waren verschwunden. Suko hörte ihre Stimmen und Schritte jenseits des Vorhangs.

Semec blieb.

Er gab einem für Suko nicht zu sehenden Beleuchter ein Zeichen.

Der stellte einen Scheinwerfer an. Grelles Licht fiel auf den kleinen Mann und zeichnete um ihn herum einen weißgelben Kegel, in dem er sich bewegte.

Semec sprach das Publikum an. »Sie haben Artistik und Schauspiel gesehen, verehrte Gäste. Was fehlt noch in einer Revue, in einer Schau wie dieser?«

»Weiber!« schrie jemand und zwang Semec zu einem nicht eingeplanten Lächeln.

»Das meine ich nicht. Zu einem guten Programm gehört immer ein Zauberer. Ein Magier, ein Illusionist. Und diesen Part werde ich übernehmen. Dazu brauche ich einen Assistenten. Wer von Ihnen, verehrte Damen und Herren, hat Lust, auf die Bühne zu kommen und mir zu assistieren? Nur Mut! Denn ich werde ihn in die geheimsten Dinge einweihen, die es gibt. Er wird die Wunder am eigenen Leibe…«

Suko hörte nicht, was der Liliputaner noch alles von sich gab, er hatte sich innerhalb von Sekunden entschlossen.

»Ich komme!« rief er in den Redeschwall des Mannes hinein und löste sich aus der Kammer.

Jossip Semec unterbrach seine Rede. Für einen Moment blieb er in einer unnatürlichen Haltung stehen, bevor er den Kopf drehte, Suko anschaute und ein kaltes Glitzern in seine Augen stieg, das aber sehr bald von einem falschen Lächeln übertüncht wurde.

»Ahhh…!« rief er gedehnt. »Ein besonders Mutiger. Kommen Sie nur her, Mister. Ich freue mich.«

»Betrug!« rief jemand der Zuschauer. »Das ist abgesprochen.«

»Nein, es ist nicht abgesprochen. Oder?« Semec wandte sich an Suko.

Der schüttelte den Kopf. Er ging dabei langsam, aber zielstrebig auf

den Liliputaner zu, der zurückwich und vom Kegel des Scheinwerfers verfolgt wurde.
»Bleiben Sie stehen«, sagte Suko.
Semec lächelte nur. Fast hatte er das andere Ende der Bühne erreicht. Dort verhielt er tatsächlich seinen Schritt und schaute dem näherkommenden Chinesen entgegen.
Ein Ruck ging durch seine Gestalt, als er sich dem Publikum zuwandte. »Ein besonders Mutiger ist gekommen. Jetzt werde ich testen, ob er auch wirklich so mutig ist. Bitte!« Semec ging auf Suko zu.
Die Arme hatte er ausgebreitet, ein Lächeln lag auf seinem Gesicht.
Der Zylinder saß schief. In der rechten Hand hielt er den weißen Stock. Dabei war sein Arm halb erhoben, und es sah so aus, als wollte er jeden Augenblick zuschlagen.
Damit rechnete Suko auch.
Der Schlag kam!
Es sah fast lächerlich aus, als der kleine Mensch auf Suko zielte.
Der Inspektor brauchte nur seine linke Hand ein wenig zu bewegen, um den Treffer abzufangen.
Gegen seine Hand klatschte der Stab.
Im gleichen Moment begann Suko zu schreien. Er spürte den rasenden Schmerz, der bis hoch in seine Schulter lief und den linken Arm im gleichen Augenblick lähmte.
Suko ging keinen Schritt weiter, während Jossip Semec vor ihm stand und anfing zu lachen. »Elektroschock!« sagte er so laut, dass nur Suko es verstehen konnte. »Es war ein Elektroschock. Und damit mache ich dich fertig, du Hund.«
Suko konnte sich zwar bewegen, es war nur lächerlich, wie er zurückging und die Weichheit in den Knien spürte.
Das Publikum toste. Es freute sich darüber, wie der Kleine den Grossen behandelte. Und niemand ahnte, dass es auf der Bühne um Leben und Tod ging.
Dieser verdammte Stock des Liliputaners hatte es in sich. Wahrscheinlich besaß er eine eingebaute Batterie, die diese Schocks abgab. Suko hatte einfach schreien müssen, weil der Schmerz so überraschend gekommen war. Und jetzt stand er da, konnte sich nicht bewegen und dachte daran, seine Waffe zu ziehen.
Wieder schlug der andere zu.
So schnell konnte Suko wegen seines Handicaps gar nicht sein. Als er den rechten Arm schon angewinkelt hatte, damit die Hand unter dem Jackett verschwinden konnte, wurde er am Ellbogen erwischt.
Diesmal wusste er, was auf ihn zukam, und er schrie nicht.
Der Schmerz raubte ihm die Luft. Er hatte das Gefühl, den Arm verloren zu haben. Im Nacken verspürte er ein Ziehen, er war nicht

mehr in der Lage, die Hände zu bewegen, und deshalb konnte er sich auch nicht wehren.

Der andere ging noch weiter vor. »So mache ich dich fertig!« versprach er, während zahlreiche Menschen zuschauten und die Szene noch immer als ein Spiel oder einen Gag betrachteten.

Die Lähmung hatte nicht nur die Arme erfasst, auch in den Beinen spürte Suko die Schwere. Sie kamen ihm wie mit schwerem Quecksilber gefüllt vor. Ihm war es kaum möglich, die Füße vom Boden zu bekommen, deshalb schleiften sie über die Planken.

»Rate mal, wo dich der nächste Treffer erwischt?« fragte Jossip Semec flüsternd.

Das brauchte Suko nicht. Er sah den Blick des kleinen Mannes in die Höhe und auf sein Gesicht gerichtet. Wenn er da getroffen wurde, war es aus.

Noch kämpfte Suko. Er spürte die Wellen, die durch seinen Körper schossen, und er wollte sich gegen sie anstemmen, um endlich zu einem Erfolg zu kommen.

Das gelang ihm nicht.

Die Arme hingen wie Pendel zu beiden Seiten des Körpers herab.

So konnte er auch nicht an seinen Stab gelangen, den er stets bei sich trug. Dieser Stab hatte ihm schon oft genug das Leben gerettet. Diesmal würde es nicht klappen.

Vor den Augen zahlreicher Zuschauer sollte der Inspektor sein Leben aushauchen. Er würde tot vor den Füssen des Mannes liegenbleiben, der in Wirklichkeit ein Ghoul war.

Was dann geschah, war so schlimm, dass Suko nicht darüber nachdenken wollte.

»Bleib doch stehen, Chinese«, sagte der andere. »Bleib ruhig stehen, damit ich ihn rächen kann. Wir haben lange genug darauf gewartet, aber du warst auch dabei, als unser Herr getötet wurde.«

»Welcher Herr?« ächzte Suko.

»Xorron! Wir sind seine Rächer. Wir hatten seinen Ruf vernommen, als er die Ghouls und Zombies um sich sammelte. Aber wir kamen zu spät. Dann erfuhren wir, was geschehen war und ließen uns Zeit für unsere Rache. Jetzt kennst du das Motiv.«

»He, mach weiter!« Einige Zuschauer brüllten es. »Wir wollen endlich die großen Zaubertricks sehen.«

Semec kicherte. »Soll ich ihnen das Schauspiel bieten oder soll ich den Vorhang schließen lassen?«

Suko gab keine Antwort. Er befand sich nur mehr zwei Schritte vom Vorhang entfernt, der sich plötzlich in Bewegung setzte, langsam über die Bühne schwang und zwischen ihnen und dem protestierenden Publikum eine Trennung bildete.

Damit hatte selbst der Ghoul nicht gerechnet. Er zeigte sich irritiert

und schaute in die Höhe.
Ein anderer wäre bestimmt längst zusammengebrochen. Nicht so Suko. Er gab nicht auf, und es gelang ihm, einige Schritte nach rechts zu gehen, weg vom zugefallenen Vorhang.
»Auch das nutzt dir nichts«, sagte Semec, als er sich herumdrehte.
»Du entkommst mir nicht.« Und wieder schlug er zu.
Diesmal war es eine Finte. Er hatte Suko überhaupt nicht treffen wollen und lachte laut, als der Chinese zusammenzuckte. Im selben Moment setzte er nach.
Er sprang auf Suko zu, der zur Seite weichen wollte, es leider nicht mehr schaffte und erwischt wurde.
Es war zum Glück kein Volltreffer. Dennoch spürte Suko dieses verdammte Zucken. Mit dem linken Bein knickte er weg, denn am Knie war er berührt worden.
Schwer fiel der Inspektor auf den Bühnenboden.
Jossip Semec kam näher. Da Suko lag, wirkte aus seiner Perspektive sogar der Liliputaner groß. Er spielte mit seinem Elektrostab, ließ ihn zwischen den Fingern wirbeln und bewies Suko damit, welche Fertigkeiten er besaß. Er machte sich einen Spaß daraus, den am Boden Liegenden leiden zu sehen und war dicht vor dessen Zehenspitzen stehengeblieben. »Das sind die letzten Sekunden deines Lebens. Xorron hätte sicherlich seinen Spaß gehabt, wenn er das hätte mitbekommen können.«
Und ob, dachte Suko, der weiterhin klar denken konnte. Das empfand er als so brutal. Er konnte denken, nur das Handeln gelang ihm nicht. Der andere hatte ihn durch seine schreckliche Waffe regelrecht paralysiert.
Noch immer brannte der Scheinwerfer. Sein Kegel lag starr auf dem Bühnenboden und erreichte Suko nur mit seinem Ausläufer.
Nebenher nahm der Inspektor wahr, dass sich der gelbe Kreis bewegte: er zitterte ein paar Mal, huschte aber nicht zur Seite, dafür verschwand er völlig, und einen Augenblick später krachte der Scheinwerfer auf die Bühne.
Holz splitterte. Bohlen waren gerissen, ein gellender Schrei klang auf, und Semec zuckte herum.
Jetzt brannte nur mehr die Notbeleuchtung. Ein fahler Schein, den Suko sah, und er sah noch mehr.
Auf dem Bühnenboden lag einer der Liliputaner. Er war herabgefallen, wahrscheinlich hatte er auch geschrien, aber er war nicht tot oder verletzt.
Ghouls überstanden solche Stürze.
Als halbschleimige Masse breitete er sich aus, während er sich mit den Beinen abstemmte, hochkam und auf Suko zulief.
»Was ist geschehen?« brüllte Semec.

»Ich… ich … er war plötzlich da!«
»Wer?«
Eine Antwort bekamen alle drei. Und keiner von ihnen hatte wohl in dieser Art damit gerechnet.
Aus der Höhe löste sich eine Gestalt, sprang auf den Bühnenboden, wo er noch heil war, kam federnd auf, drehte sich herum, und Suko sah ein Schwert in dessen Hand.
Und er sah noch mehr.
Der Mann trug ein blaues Stirnband!

***

So nackt, wie sie war, hatte sich Monica an die Arbeit gemacht, mich unter beiden Achselhöhlen gepackt und über den Boden bis zum Bett geschleift.
Dort war es ihr gelungen, mich hochzuwuchten und rücklings auf die Liegestatt zu legen.
Jetzt stand sie neben dem Bett. Nein, sie war kein Kind mehr, sondern ein Biest. Den kleinen Stab hatte sie auf die Sitzfläche eines Stuhls gelegt, der in Reichweite stand. Mit kalten Blicken bedachte sie mich, öffnete den Mund, als wollte sie etwas sagen, überlegte es sich anders, bückte sich und nahm ihre Kleidung auf.
Gelassen zog sie sich an.
Das konnte sie sich auch erlauben, denn ich lag auf dem Rücken und war nicht fähig, mich zu rühren.
Steif, paralysiert, unbeweglich. Man hatte mich überrumpelt. Mit den Waffen einer Frau, wie man immer so schön sagt. Ich schaute zu, wie sie sich ihre unattraktive Unterwäsche überstreifte, nach dem Kleid griff und es ebenfalls über den Kopf zog. Nur nachlässig knöpfte sie es zu. Dabei schaute sie mich unverwandt an.
Ich wollte die Arme heben. Es klappte einfach nicht. Da war dieses starke Rieseln, das meinen Körper vom Kopf bis zu den Zehenspitzen durchdrang. Mir war bekannt, dass sich diese Elektrostäbe verschieden stark einstellen ließen. Und die Frau hatte wahrscheinlich die stärkste Stufe eingestellt.
Ich war fertig…
Sie öffnete und schloss ihre Hände, als wollte sie überlegen, ob sie mich erwürgen sollte. Dann schüttelte sie den Kopf, verließ die abgetrennte Kammer und kam wenig später wieder zurück. In der rechten Hand hielt sie ein Glas mit Whisky. Sie blieb neben dem Stuhl stehen, schaute auf mich herab und trank.
»Jetzt habe ich dich!« sagte sie, als sie das Glas geleert hatte. »Ich kann mir überlegen, wie ich dich umbringen werde. Was meinst du? Wie soll ich es tun?«
Zwar waren meine körperlichen Funktionen gelähmt, dennoch

konnte ich sprechen, auch wenn es mir schwerfiel. »Weshalb willst du mich töten? Ich habe dir nichts getan!«

»Du musst sterben. Es ist so beschlossen.«

»Von Semec?«

»Ja.«

»Auch ihm habe ich nichts getan!«

»Nein, nicht direkt, aber seinem Herrn. Du warst dabei, als er getötet wurde. Du hast sogar dafür gesorgt, und dafür musst du schrecklich büßen.«

Ich dachte wieder an den Zylinder, und mir fiel Grimes ein. Aber den hatte Jane umgebracht.

»War es Grimes?« fragte ich dennoch.

Sie runzelte die Stirn. »Den Namen habe ich noch nie gehört. Ich spreche von einem anderen. Von Xorron!«

Wäre es mir möglich gewesen, ich hätte mir gegen die Stirn geschlagen. Natürlich, Xorron. Weshalb war ich denn nicht selbst auf den Gedanken gekommen.

Xorron! Herr der Zombies und Ghouls. Er hatte noch Freunde oder Artgenossen auf dieser Welt, die sich in seinem Namen rächen wollten? Gehörte Monica auch dazu?

»Bist du ebenfalls ein Ghoul?« fragte ich sie.

»Nein, ein Mensch, aber ich fühle mich zwischen ihnen wohl.«

Also das hatte mir auch noch keiner gesagt. Wie konnte sich ein Mensch unter Ghouls wohl fühlen? Die Antwort auf die Frage ging einfach nicht in meinen Gehirnkasten.

Unmöglich…

»Sie tun mir nichts«, fuhr Monica fort. »Sie haben mich großgezogen. Ich habe es gut bei ihnen…«

»Und du stehst voll auf ihrer Seite?«

»Ja, das auch.« Sie hatte die Erwiderung mit einem so großen Ernst gesprochen, dass ich es mir ersparen konnte, etwas darauf zu sagen.

Da kam ich wirklich nicht gegen an. Sie war zwar ein Mensch, dennoch dachte sie nicht so.

Es ging einfach in meinen Schädel nicht hinein, wie man sich unter den widerlichsten aller Dämonen überhaupt wohl fühlen konnte.

Aber ich wollte mehr wissen und fragte: »Wer gehört noch zu den Ghouls?«

»Die Brüder Semec.«

»Die anderen nicht?«

»Nein, sie leben nur mit ihnen. Die Semecs sind eine alte Ghoul-Familie. Sie existieren schon seit Jahrhunderten. Insgesamt sind es sechs. Sechsmal Semec. Und jeder wartet darauf, dass du stirbst, Geisterjäger. Darauf läuft alles hinaus.«

Ich dachte nach. Sechs Ghouls. Einen hatte ich in Gurnys Haus

erwischt. Blieben mit Jossip noch fünf.

Das war zu viel.

Und ich war wehrlos. Das passte mir überhaupt nicht. Konnte ich Monica davon überzeugen, dass sie mich vielleicht aus diesem verdammten Wagen wegschaffte?

Ich schaute sie an.

Sie lächelte kalt. In ihren Pupillen lag ein Glitzern, als bestünden sie aus dunklen Eiskristallen. Nein, von ihr durfte ich keine Gnade erwarten. Sie stand voll auf der anderen Seite. Ihre Zungenspitze huschte aus dem Mund und leckte über die Lippen. Es kam mir vor wie eine gewisse Vorfreude auf meinen Tod.

»Wer wird mich töten?« fragte ich sie. »Du?«

»Nein, das kann ich meinen Freunden nicht antun. Sie werden kommen. Mit Jossip an der Spitze. Er wartete darauf, dich selbst umbringen zu können, um Xorron zu rächen.«

»Was hat das für einen Sinn…?«

»Er war ihr Herr. Sie haben seinen Ruf gehört. Nur sind sie zu spät gekommen, aber sie forschten nach, wer es war, der Xorron vernichtete, und sie kamen auf dich.«

»Und dieser Gurny?« fragte ich.

»Bei ihm hat einer der Brüder deinen Tod bestellt. Leider bist du entkommen. Was der Bruder versäumt hat, holen wir nach.«

»Warum sollte mich Gurny umbringen?« fragte ich.

»Es wäre eine falsche Spur gelegt worden. Uns wäre man nicht auf die Schliche gekommen.«

Da hatte sie recht. Wenn Gurny es geschafft hätte, wäre Logan Costello noch in das Kreuzfeuer geraten. Dann hätte er sich mit dem Erbe der Mordliga herumschlagen müssen.

Ich merkte, dass Monica unruhig wurde. Sie schaute auf ihre Uhr, blickte mal auf den Stab und sah auch mich an.

Ich lag noch immer steif auf dem Rücken. In Wellen lief das Kribbeln durch meinen Körper. Aber es hatte nachgelassen. Ich spürte sehr deutlich, wie das Gefühl sich abschwächte. In den Fingerspitzen kribbelte es noch stärker. Dennoch probierte ich es bei ihnen zuerst und stellte fest, dass ich sie wieder bewegen konnte.

Das sah auch Monica!

Sie schaute starr in die Richtung. Ihr Mund zog sich in die Breite, dann griff sie zum Stab. »Ich sehe schon, dass die Wirkung nachlässt«, erklärte sie. »Du hast eine gute Kondition. Aber nicht gut genug für mich. Deshalb werde ich dich…«

Nein, sie tat es nicht, denn im vorderen Teil des Wagens wurde die Tür wuchtig aufgerissen.

Jossip Semec stürmte herein. Auch er hielt einen langen Stab in der Hand, der Zylinder saß schief auf seinem Kopf, er machte eigentlich

eine lächerliche Figur, dennoch fand ich ihn nicht lächerlich, sondern das Gegenteil davon.

»Was ist passiert?« fragte Monica erschreckt. Mich hatte sie vergessen.

Jossip blieb stehen. Ich sah, wie er unter Druck stand und sein Gesicht Schleim absonderte, so dass seine Züge wie die bei einer allmählich dahinschmelzenden Wachsfigur verzerrt wurden.

»Es ist etwas schiefgelaufen. Wir müssen ihn töten. Und zwar sofort!«

***

Der Mann mit dem blauen Stirnband! Gleichzeitig John Sinclairs Lebensretter. An ihn hatte Suko nicht mehr gedacht. Auch diesmal war er erschienen wie ein Phantom.

So blitzartig und unberechenbar.

Und er war bewaffnet.

Wie er mit seinem kurzen Kampfschwert umgehen konnte, bewies er in den nächsten Augenblicken, als sich der ebenfalls von oben her gefallene Ghoul auf ihn stürzen wollte.

Da schossen eine Schleimwolke und ein Körper gleichzeitig in die Höhe. Arme streckten sich aus der Masse, sie wollten nach dem anderen greifen, doch der Kämpfer mit dem blauen Stirnband reagierte blitzartig. Sein Schwert senste durch die Luft. Suko hörte sogar das Pfeifen, und einen Moment später fehlte dem Ghoul der Schädel. Er bekam noch einmal Schwung und rollte wie weicher Teig über den Bühnenboden bevor er liegenblieb.

Suko atmete auf.

Für den Moment war er gerettet. Er sah, wie sich der Unbekannte herumwarf, seinen Arm in die Höhe riss, ihn dann vorschnellen ließ und sich Jossip Semec zuwandte.

Der hatte gewusst, dass er sich zuerst dem anderen Gegner stellen musste und ließ Suko in Ruhe.

Dafür brüllte er einige Worte. Es waren gellende Schreie, die aus seinem Mund drangen, Rufe nach Verstärkung.

Bis die jedoch eintraf, musste er sich persönlich dem neuen Feind stellen. Das tat er geschickt.

Der Mann mit dem Stirnband und dem hellblonden kurzen Haar kam vorsichtig näher. Er wusste, das ihm in Jossip Semec ein gefährlicher Gegner gewachsen war, und er griff längst nicht so ungestüm an wie bei dem ersten Ghoul, dessen Reste allmählich in einer breiten Schleimspur auseinanderliefen.

Die Gegner umkreisten sich. Dabei hielt der unbekannte Retter sein kurzes Schwert waagerecht und etwas gesenkt, weil er in Kopfhöhe schlagen wollte.

Semec hatte den Stab. Mit beiden Händen hielt er ihn fest. Suko, der

leider nur Zuschauer war, fragte sich, ob der Elektrostab einem Treffer mit dem Schwert tatsächlich widerstehen konnte. Er würde bestimmt geteilt werden.

Und der andere kam.

Er sprang in die Höhe, stieß dann wie ein Raubtier auf Jossip herab, schlug wuchtig zu, und der Ghoul riss den E-Stab in die Höhe.

Beide Waffen krachten zusammen.

Ein Schrei zitterte über die Bühne. Der Mann mit dem Stirnband hatte ihn ausgestoßen. Er befand sich noch in der Luft und bog seinen Körper vor Schmerzen durch. Seine Waffe wurde von kleinen Flämmchen umtanzt, die verschwanden, als der andere auf den Bretterboden krachte.

Jossip begann zu lachen.

Es sah so aus, als wollte er zudreschen, als sich der hintere Teil des Vorhangs bewegte und zwei seiner Brüder die Bühne betraten. Sofort änderte Jossip seinen Plan.

»Killt ihn!« schrie er und deutete auf den Schwertkämpfer. »Macht ihn tot, und den auch!« Dabei drehte er sich und zeigte auf Suko. Er selbst verschwand mit bockartigen Sprüngen und schickte als letzten Gruß ein schauriges Lachen über die Bühne.

Johns Retter hatte es hart erwischt. Er lag auf dem Rücken und bewegte sich nicht.

Ein wehrloses und ideales Opfer für die Ghouls, die sich die Aufgabe geteilt hatten.

Einer ging auf den Kämpfer zu, der andere hatte sich den Inspektor ausgesucht.

Die beiden Ghouls zeigten jetzt ihre wahren Gesichter. Sie verwandelten sich immer mehr und schickten penetrante Moderwolken in Richtung der beiden Menschen.

Suko sah ihn kommen. Er hatte ihn zuvor nicht gesehen. Es war ebenfalls ein Liliputaner. Gekleidet ganz in Schwarz und mit blassen blonden Haaren, die wirr auf seinem Kopf lagen. Sein Gesicht war breit und flächig, aufgedunsen und mit einer dünnen Schicht aus Schleim bedeckt. Die Arme hatte er angewinkelt, die Hände zeigten nach unten. Von den Fingern tropften Klumpen und hinterließen auf dem Boden feuchte Flecken oder kleine Lachen.

Drei Schläge mit dem Elektrostab hatte Suko erhalten. Das war mehr, als mancher Mensch einstecken konnte. Obwohl bereits einige Zeit nach der Attacke vergangen war, hatte es Suko noch immer nicht geschafft, sich zu erholen. Nach wie vor fühlte er sich schwach und doppelt so schwer wie normal, so dass es ihm nicht möglich war, sich vom Bühnenboden in die Höhe zu stemmen.

Ein wenig konnte er sich bewegen. Die Beine anziehen, auch die Arme anwinkeln…

Er versuchte es.

Stimmen drangen an sein Ohr. Auch die Zuschauer protestierten jetzt. Suko hoffte, dass sie nicht auf die Bühne kamen und den Ghouls noch mehr Opfer gaben.

Wellenförmig bewegte sich das Gesicht des widerlichen Dämons.

Es schaukelte regelrecht von einer Seite auf die andere. Der Ghoul öffnete dabei sein Maul, und Suko sah scharfe Zähne, die ihn an die Glieder einer Säge erinnerten.

Er fragte sich, wie es der andere wohl anstellen würde, ihn umzubringen. Wahrscheinlich erwürgen, denn in den schleimigen Fingern steckte eine ungeheuere Kraft.

Nur sehr langsam ließ der lähmende Schock nach. Viel zu langsam für den Inspektor. Der Ghoul würde immer schneller sein, und er schob seinen Körper den letzten Rest vor, um Suko zu erwischen.

Jetzt packte er zu.

Die Masse fiel auf den Inspektor.

Suko hatte zwar noch sein Knie ein wenig heben können, viel zu langsam, der Ghoul war schon über ihm, sein Körper verteilte sich auf dem des Chinesen.

Suko musste die Luft anhalten. Der Gestank, aus der Nähe eingeatmet, war einfach nicht auszuhalten. Und Suko spürte die warmen, glitschigen Finger an seiner Kehle.

Vielleicht wäre Suko ohne Chance gewesen, wenn sich der Ghoul nicht verwandelt hätte. So aber bestand er praktisch aus einem Schleimklumpen, der den Inspektor wie einen Teppich einrollte. Zudem war der Schleim leichter als ein normaler Körper, und das erkannte Suko als einen Vorteil an.

Zum Glück war er wieder so weit hergestellt, dass er seine Hand im Jackettausschnitt verschwinden lassen konnte.

Er kam an die Waffe.

Die Schleimklauen drückten gleichzeitig fester zu. Noch Sekunden, dann hatte auch Suko nichts mehr entgegenzusetzen.

Obwohl die Finger ihm die Kehle zusammenpressten, hörte er sich ächzen. Und er merkte, wie die Beretta kam. Sie rutschte aus der Halfter, wurde etwas höher gezogen, wobei Suko seinen Zeigefinger um den Abzug krümmte.

Er schoß.

Der auf ihm liegende Schleim schluckte einen Teil des Abschussknalls. Die Kugel war schräg hineingefahren und blieb auch darin stecken.

Aus geweihtem Silber bestand sie, und das war für die Ghouls absolut tödlich. Auch der, der auf dem Inspektor lag, machte keine Ausnahme. Der Schleim geriet in wellenförmige Bewegungen und rutschte zur linken Seite hin weg. Die Griffe um Sukos Hals lockerten sich. Der

Chinese bemerkte die langen Schleimfäden, wie sie über den Boden strichen und wie die Tentakel eines Kraken zuckten.

Dann lagen sie still!

Der Ghoul war erledigt…

Suko wollte es kaum glauben, dass er es geschafft hatte. Er versuchte, seinen Oberkörper in die Höhe zu drücken und stellte fest, dass es auch klappte.

Langsam nur, aber immerhin.

Sofort dachte er an seinen Retter und an den zweiten Ghoul. Beide waren verschwunden!

Suko wollte es kaum glauben. Er stemmte sich auf die Füße, stand auf der Bühne wie ein Betrunkener und sah seine Peitsche in der Nähe liegen. Schwerfällig nahm er sie an sich.

Stimmen umschwirrten ihn. Die anderen kamen wie Schatten, schrieen ihn an. Man wollte ihn festhalten, Suko schüttelte die Hände ab. Er suchte den zweiten Ghoul.

Wenn es dem gelungen war, sein Opfer mitzuschleifen, sah es für den Mann mit dem Stirnband böse aus.

Suko torkelte quer über die Bühne. Er sah auf den Brettern etwas Helles glänzen und fand eine regelrechte Spur, die der zweite Ghoul hinterlassen hatte.

Ihr musste Suko folgen.

Noch immer war er schwach auf den Beinen und fiel in der seitlichen Gasse gegen den Vorhang, weil er sich einfach nicht auf den Füssen halten konnte. Durch das Gewicht gab der Vorhang nach, aber Suko konnte sich fangen, und er hörte ein Geräusch.

Es war ein hohes Kichern, gleichzeitig ein Schmatzen, jedenfalls etwas, das zu einem Ghoul passte. Suko wusste sofort Bescheid.

Er fand die Lücke im Vorhang, taumelte hindurch, sah in das erschreckte Gesicht einer Liliputanerin und fuhr die Frau hart an.

»Wo stecken die beiden?«

»Da… da hinten …«

Sie deutete über die Schulter.

Suko hörte ein Krachen, als er sich in Bewegung setzte. Etwas splitterte auseinander, innerhalb eines Lichtstrahls bewegte sich ein unförmiger Schatten, und Suko erkannte vor sich den Ghoul.

Der hielt etwas in der Hand, das dem Chinesen verdammt nach einer Eisenstange aussah.

Ein Mensch musste schon einen Schädel aus dem gleichen Material haben, um einem solchen Schlag widerstehen zu können. Und den hatte der Kämpfer mit dem Schwert bestimmt nicht.

Mit der linken Hand hielt Suko sich an einem von der Decke herabfallenden Stützpfeiler fest, die rechte streckte er aus und zielte auf den Ghoul. Bevor dieser zuschlagen konnte, hatte Suko schon

gefeuert.
Die Kugel drang in den Kopf.
Schleim spritzte, der Ghoul verschwand, die Eisenstange polterte zu Boden, und Suko bekam wieder so weiche Knie, dass er sich kaum noch auf den Füssen halten konnte.
Hätte er sich nicht an der Stange festgehalten, wäre er wahrscheinlich gefallen.
So aber stand er.
Und er stand auch noch, als der Unbekannte sich aus der Holzkiste löste, in die der Ghoul ihn hineingeschleudert hatte. Der Mann wirkte auf Suko wie ein Gespenst, weil er so bleich war. Sein Gesicht war verzerrt. Nur taumelnd kam er näher.
Ihre Blicke trafen sich.
»Keine Fragen jetzt«, sagte der andere. »Wir müssen zu John Sinclair. Er und Semec…«
»Weißt du, wo er ist?« fragte Suko.
»Ich kann es mir vorstellen.«
»Dann los.«
Beide Männer hatten es schwer. Die Elektroschocks steckten ihnen noch in den Knochen. Sie schleppten sich nur mühsam voran, erreichten den hinteren Ausgang und sahen auch die zahlreichen Zuschauer, die an der Absperrung standen oder sie zum Teil überklettert hatten, wobei sie laut schreiend ihr Eintrittsgeld zurückforderten, denn sie fühlten sich durch den Abbruch übers Ohr gehauen.
Das alles interessierte Suko nicht. Es war zweitrangig und nebensächlich geworden.
Wichtig waren die Ghouls.
Beide wussten, zu welchem Wagen sie zu gehen hatten und vernahmen auch die hasserfüllten und wütenden Schreie des Jossip Semec…

***

Mit einer wütenden Bewegung schleuderte Jossip Semec seinen Stab zur Seite und griff mit der freien Hand unter die Kleidung. Dabei brüllte er auf.
Es war siegessicheres Gebrüll, denn ich erkannte sehr bald, was er da hervorgeholt hatte.
Das Band mit den Klingen!
In mir jagte ein fürchterlicher Angstschauer hoch. Schon einmal hatte ich vor einem mit dieser schrecklichen Waffe versehenen Ghoul gestanden. Da hatte ich mich bewegen und agieren können.
Hier lag ich fast steif auf dem Bett.
Semec beugte sich vor. Den rechten Arm hielt er dabei nach hinten

gedrückt. Die Klingen fielen zusammen und klirrten gegeneinander.

Das Geräusch brachte mich fast um den Verstand, und ich schüttelte mich.

»Damit bringe ich dich um!« flüsterte er: »Es ist unsere Spezialwaffe. Wir können sie alle meisterlich führen. Ich aber am besten.«

Das bewies er mir, in dem er zuschlug.

Ich hörte ein Pfeifen, das Klirren der Klingen, einen leisen Schrei und sah die Messer waagerecht und so nah an meinem Gesicht vorbeihuschen, dass sie mir dicht über der Stirn noch einige Härchen abrasierten.

Den Schrei hatte Monica ausgestoßen. In seiner Wut hatte sich Semec so heftig bewegt, dass die Frau erwischt worden war. Zwei Klingen hatten sie an der Wange und am Hals getroffen. Blut perlte aus den fingernagelgroßen Wunden.

»Hau ab!« schrie Semec und fuhr herum. »Geh hier weg. Ich will ihn zer…« Er hustete und erstickte fast an seinem Hass.

Bei seinen letzten Worten hatte er sich von mir abgewandt. Er schaute mich nicht mehr an, und das gab mir Gelegenheit, es wieder zu versuchen.

Der Stuhl stand gar nicht so weit entfernt. Wenn ich den Arm ausstreckte, musste er zu erreichen sein, sonst war alles zu spät.

Ich strengte mich an. Eine dicke Schweißschicht lag auf meiner Stirn, als ich alles einsetzte. Es war der alles entscheidende Griff. Ich hörte den Ghoul reden, verstand aber seine Worte nicht und dachte nur daran, dieser mörderischen Falle zu entkommen.

Das *mußte* einfach klappen!

Den großen Stab bekam ich nicht. Der kleine lag näher. Ich hätte jubeln können, als ich den geriffelten Griff an meinen Fingerspitzen spürte. Ich schaffte es tatsächlich, ihn in die Hand zu nehmen.

Dann brachte ich es fertig, die Hand so unter die Bettdecke zu schieben, dass sie nicht sofort gesehen werden konnte. Ich tastete mit der Spitze des Zeigefingers den Griff ab und fand einen kleinen Kontakt, den ich nur zu drücken brauchte.

Dann war der Stab geladen.

Der Ghoul fuhr herum. So heftig, dass er seinen Zylinder verlor.

Gleichzeitig schlug er.

Wieder blitzten die verdammten, mörderischen Klingen. Da ich mit dem Kopf auf der Seite lag, konnte ich es genau sehen und bekam mit, wie die Klingen in die Kante der Liegestatt dicht vor meinem Gesicht hineinfuhren, wie die Reißzähne eines Ungeheuers.

Sie zerstörten dort die Matratze, rissen das Seegras hervor, und der Liliputaner holte zum dritten Schlag aus.

»Diesmal treffe ich dein Gesicht!« brüllte er. »Diesmal…«

Da stieß ich meine Hand vor und schaltete in der Bewegung den Stab

ein.

Jossip Semec stand zu nahe an meinem Bett. Er bekam die Spitze voll in den Unterleib.

Der Stromschlag schüttelte ihn durch. Der Ghoul begann zu zittern, als bestünde er aus Pudding. Er wankte zurück. Aus seinem Mundoval drang ein hohes, jaulendes Heulen. Leider sah ich bei ihm kein Zeichen der Auflösung. Die Attacke hatte ihn nur geschwächt, vernichten konnte sie ihn nicht.

Das schaffte eine Silberkugel.

Aber kam ich an meine Beretta? Ich wollte den Arm anwinkeln und heben, was leider nicht möglich war oder nur zu langsam geschah.

***

Der Ghoul kam wieder!

Geifernd, brüllend, Schleim ausspeiend. Er schwang seinen rechten Arm. In der Klaue hielt er die Waffe. Die Hand steckte in einer extra dafür vorgesehenen Schlinge, damit er dieses hinterlistige und tödliche Instrument auch halten konnte.

Er bewegte den Arm kreisförmig, so dass auch die Klingen ein blitzendes Rad schlagen konnten.

Ich war nicht in der Lage die Beretta zu ziehen. Vielleicht half mir mein Kreuz, wenn ich den Bannspruch rief.

Nein, er war zu nahe!

Sein Gesicht kam mir wie ein gewaltiger Ballon vor. So groß, so aufgedunsen.

Ich hörte sein Heulen, sah übergroß seinen Mund, neben dem Kopf den blitzenden Kreisel aus kleinen Rasiermessern und vernahm die plötzlichen Schüsse.

Viermal ertönte das helle Peitschen der Waffe.

Und viermal zuckte der Ghoul zusammen. Die Beine wurden ihm weggerissen. Das Gesicht verschwand. Er löste sich in seinen geleeartigen und hellen Schleim auf, wobei das Zeug auch nach allen Seiten wegspritzte, und der Ghoul selbst immer stärker zusammengedrückt wurde, als hätte ihn ein Eisenstempel in die Knie gezwungen.

Das alles war vor meinem Bett geschehen. Und dort breitete er sich auch aus.

Monica, seine Helferin, stand am Vorhang, war kreidebleich, und nur dort, wo die Messer sie aus versehen getroffen hatten, rann das Blut aus der Wunde.

Ich schaute zur Tür hin.

Suko stand dort. Er hielt die Beretta noch in der Rechten, während er sich mit der Linken auf einem Tisch abstützte, damit ihn die Schwäche nicht umriss.

Ich war sprachlos, denn ich hatte neben ihm einen Mann erkannt, von dem ich wusste, dass ich ihm mein Leben verdankte.

Zum erstenmal schaute ich ihn genauer an. In den folgenden Sekunden der Stille nahm ich seine Gestalt, wie der Fotoapparat ein Bild, in mir auf.

Er war kleiner als Suko. Nur eine Idee, dafür ebenso breit in den Schultern. Ein blaues Hemd trug er. Passend zum Stirnband, das den Kopf mit den hellen Haaren umschlang. Die Nase war leicht gekrümmt, die Wangenknochen stachen schärfer hervor. Der Körper schien nur aus Muskeln zu bestehen. Ein Kämpfer, wie er im Buche stand, und er trug ein Kurzschwert bei sich. Ähnliche Waffen hatte ich schon bei den Ninja und Samurais gesehen.

Als er Atem holte, wölbte sich sein breiter Brustkasten.

Mit einer Hand winkte ich ihm zu und krächzte ein kaum zu verstehendes »Danke«.

***

Wir hatten die Kollegen alarmiert. Es begannen die langen Verhöre, denen wir nicht beiwohnten. Außerdem hatte sich Monica sehr gesprächig gezeigt, so dass wir wussten, dass es den Ghouls allein um die Rache für Xorrons Tod gegangen war.

Sie hatten versagt, doch es war verdammt knapp hergegangen.

Viel interessanter war da unser Lebensretter. In eine ruhige Ecke hatten wir uns mit ihm zurückgezogen, und wir erfuhren, dass er weder Engländer noch Japaner war, sondern Türke.

Er kam aus dem Land am Bosporus. Mehr wollte er nicht sagen.

Wir hakten auch nicht nach, denn wir hatten Vertrauen zu ihm gefunden.

Seinen Namen erfuhren wir auch.

Er hieß Yakup Yalcinkaya.

»Den werde ich kaum behalten«, sagte ich.

Er lachte. »Yakup reicht.«

»Auch für mich?« fragte Suko.

»Sicher, mein Freund.« Yakup schlug Suko auf die Schulter.

Okay, seinen Namen wussten wir jetzt. Nur war uns nicht bekannt, weshalb er sich auf unsere Fersen gesetzt und uns das Leben gerettet hatte.

»Ich habe euch gesucht«, erklärte er.

»Uns?«

»Ja, denn ich möchte nicht allein in meinen nächsten Kämpfen stehen. Ich brauche eure Unterstützung. Es gibt nur zwei auf der Welt, die sie mir geben können. Und das seid ihr.«

»Gegen wen sollen wir dich unterstützen?« erkundigte sich Suko.

Gespannt schauten wir Yakup an. Seine Antwort überraschte uns

beide gleichermaßen.

»Gegen Shimada!«

Suko wurde blass, ich ebenfalls. Verhört hatten wir uns nicht.

Eines stand jedoch fest.

Es ging mal wieder zur Sache…

ENDE